

## DUMMHEIT UND EINSICHT

Aus meinem Leben I

von Robert Riemann

Zweites Kapitel.

Hugo Riemann.

Durch mein ganzes Leben zieht sich die Frage: "Sind Sie ein Sohn von Hugo Riemann?" Beim Militär wurde sie gelegentlich ins Derbe abgewandelt: "Haben Sie etwas mit dem Musikmenschen zu tun?" Wenn wir in Frankreich ein Konversationslexikon stehen sahen, schlugen wir es auf und fanden darin einen Artikel über Hugo Riemann. Russische Offiziere sagten mir, mein Vater habe Tschaikowsky nicht richtig charakterisiert. Mein Sohn Tord fand in Berlin als Student bei der Gattin seines Professors im Bücherschrank Riemanns Musiklexikon, seine Harmonielehre und andere Schriften. Als die Leipziger Notendrucker eine Händelfeier veranstalteten, ließen sie sich von mir eine Rede über diesen Barockmeister halten und wollten sich dann auch noch musikalische Kurse von mir halten lassen, worauf ich entsetzt erwiderte: "Ihr seid verrückt! Die Händelrede habe ich mir glücklich aus dem Musiklexikon zusammengestoppelt, aber ich bin total unmusikalisch. Ich kenne noch nicht einmal die Noten." Das glaubten sie mir nicht, sondern zogen gekränkt ab. 1949 wandte sich die Gattin Romain Rollands an mich, als sie die Briefe ihres Mannes sammelte, und ich mußte ihr betrübt antworten: "Es gibt keinen handschriftlichen Nachlaß Hugo Riemanns mehr." Die amerikanischen Bomben hatten am 4. Dezember 1943 alles vernichtet, auch die äußerst lebendig geschriebenen Lebenserinnerungen meiner Mutter in Urschrift und Abschrift. Einige Partien daraus, die ich für den Musikhistoriker Wilibald Gurlitt kopiert hatte, können sich erhalten haben, aber das ist nicht das Ganze. Von meinen Brüdern und Schwestern lebt nur noch der eine Mediziner Konrad, der mir einmal gesagt hat, er habe keinen rechten Sinn für Familiengeschichte. Persönliche Erinnerungen kann also von einigen alten Schülern meines Vaters abgesehen, nur noch ich mitteilen. Dieses Kapitel hat historischen Wert und damit Anspruch auf mehr Raum in diesem Buch als jedes andere.

Karl Wilhelm Julius Hugo Riemann wurde am 18. Juli 1849 auf dem Rittergute Großmehlra, das seinem Vater Robert Riemann gehörte, geboren. Dieser Vater hielt sich für einen Hunderttausendtalermann, hatte aber vier Kinder, Hugo, Anna, Otto und Paul, so daß die Erbschaft jedes einzelnen nicht sehr bedeutend war. Es wurde eben damit gerechnet, daß jedes Kind wieder reich heiratete. Otto und Paul haben das auch getan. Anna heiratete aber einen unbegüterten Pfarrer, und meine Mutter war die Tochter eines Industriellen., der zwölf Kinder hatte. Immerhin kam mein Vater ganz aus dem alten noch halbfeudalen Deutschland. Gern schilderte er einen vierzehntägigen Marsch durch Schwarzburg, der er als Tertianer gemacht hatte. Jeden Abend wurde auf einem anderen Gut bei näher oder ferner Verwandten übernachtet. Schon 1919 war kein einziges von diesen Gütern mehr im Besitze der Familie. Die Besitzer haben also nicht gut gewirtschaftet, aber immerhin einen fideleren Weg eingeschlagen, ihre Güter loszuwerden, als wenn dieselben 1945 konfisziert und aufgeteilt worden wären.

Gewissermaßen war schon mein Großvater Robert aus der Art geschlagen. Er war einige Zeit Korpsstudent gewesen und vielleicht sogar bisweilen ins Kolleg gegangen. Seine große Erinnerung war eine Schlittenfahrt, bei der er trotz grimmiger Kälte in Unterhosen vorangeritten war, weil die Plätterin seine weißen Hosen nicht rechtzeitig wiedergebracht

hatte. Er war ein kräftiger, aber später überaus korpulenter Mann und wurde einundsiebzig Jahre alt, erblindete aber schon zehn Jahre vor seinem Ende. Der Arzt sagte ihm, die Erblindung könne wenigstens verzögert werden, wenn er auf den Genuß alkoholischer Getränke verzichte. Darauf erwiderte der Großvater: "Wenn ich kein Bier mehr trinken soll, macht mir das Leben keinen Spaß mehr." Nächste dem Bier gehörte seine ganze Liebe der Musik. Er phantasierte stundenlang am Flügel, komponierte Kommerslieder und schuf sogar eine Oper "Gismonda" im italienischen Stile. Seine Frau, Luise, geborene Kleemann, eine völlig unkünstlerische, nüchterne und kleinliche Natur, betrachtete diese musikalische Betätigung als unstandesgemäß. Sie zeigte bei jeder Gelegenheit ihre Mißachtung der Musik. Die Folge war, daß sich mein Großvater eine Nebenehe in der auf dem Gute liegenden Wirtschaft einrichtete, dort täglich mehrere Stunden musizierte und Bier trank und sich von der Wirtin und seiner illegitimen Tochter bewundern ließ. Die Großmutter, der das ein Greuel war, sorgte dafür, daß von die Söhne Hugo und Otto früh aus dem Hause kamen, damit sie nicht von dem unsoliden Lebenswandel des Familienoberhauptes angesteckt würden. Sie war sehr enttäuscht, als sich mein Vater dann doch der verhaßten Musik zuwandte. Ihr Lieblingssohn war Otto, der es bis zum General brachte. Das trat auch später bei jeder Familienzusammenkunft hervor. Die Bilder der Offiziersfamilie waren alle in schönen Rahmen aufgehängt oder aufgestellt. Unsere Photographien aber waren ungerahmt an diese Bilder angelehnt, so daß man sehr wohl sah, daß sie im letzten Augenblick aus irgendeiner Schublade vorgekramt und aufgestellt worden waren. Mit uns war eben kein Staat zu machen. Den Unterschied zwischen einem Leierkastenmann und einem Musikgelehrten hat meine Großmutter nie begriffen. Vermutlich hielt sie auch die Lohkonzerte des Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen für eine unbegreifliche Entgleisung. Jedenfalls ging sie niemals "ins Loh", wie die Sondershäuser zu sagen pflegten.

Mein Vater besuchte zunächst das fürstliche Gymnasium in Sondershausen. Er war Tertianer, als ihn sein Klassenlehrer in der Abenddämmerung mit einer Tochter des weit über Sondershausen bekannten Botanikers Irmisch spazierengehen sah. Heutzutage würde kein Mensch etwas dabei finden, aber in der damaligen Epoche stumpfsinniger Pedanterie betrachtete man einen Abendspaziergang mit einem weiblichen Wesen als ein moralisches Versehen und belegte meinen Vater mit einer Schulstrafe. Darauf schrieb er seinem Vater einen langen Brief über "Die Freuden des Landlebens." Der Großvater begriff die Situation vollkommen, ließ anspannen, fuhr nach Sondershausen und sagte meinem auf den Kopf zu: "Du hast dich mit Deinen Lehrern gezankt!" Mein Vater bejahte das, der Großvater meldete ihn ab und brachte ihn auf die Klosterschule Roßleben. Von seinen Schuljahren in Roßleben hat mein Vater immer geschwärmt, wie das ja fast alle Internatsschüler tun. Die Behandlung war äußerst human, der Umgangston gebildet und der Sprachunterricht ausgezeichnet. Bis in sein spätes Alter las mein Vater nicht nur lateinische, sondern auch griechische Texte vollkommen flott und ohne Wörterbuch und wunderte sich immer wieder darüber, wie wenig in den alten Sprachen von uns verlangt wurde. Dafür war der Unterricht in den realistischen Fächern, namentlich in der Mathematik, die ein alter Professor Anton gab, äußerst schwach. Mein Vater hat das aber später nachgeholt und ist sogar bis zur Integralrechnung vorgedrungen. Er pflegte zu sagen, Mathematik und Musik seien innerlich verwandt. Zahlenverhältnisse spielten in beiden die Hauptrolle, ebenso aber auch Aufbauten, architektonische Gebilde, die sich in der Musik aus Klängen bildeten. Er kam dann gewöhnlich auf Pythagoras, Plato und Boethius zu sprechen. Dabei ging mir erst recht auf, daß ich unmusikalisch war, denn in meinem Kopfe wollte sich niemals aus den vorüberrauschenden Klängen ein übersehbares Gebilde, in dem die einzelnen Teile in bestimmten Verhältnissen standen, formen. Mein Vater sagte, ich hätte überhaupt nur Sinn

für Rhythmus, für Trommel und Pauke, aber keinen fürs Melodische. Das habe ich dann benutzt, um mich in der Schule vom Gesangsunterricht schon ab Quarta dispensieren zu lassen. Die Gesanglehrer ließen sich gern darauf ein, weil ich mit meiner Riesenstimme so laut sang wie alle anderen zusammen und durch meine verkehrten Töne alles in Unordnung brachte. Daraus habe ich aber nicht wie meine Großmutter die Schlußfolgerung gezogen, daß alle Musik minderwertig sei, sondern habe sie mit Ehrfurcht als eine mir verschlossene Welt von außen bestaunt. Konzerte habe ich natürlich nicht besucht; dann was sollte ich dort?

Als Primaner in Roßleben übte mein Vater auf dem Klavier, das der Pastor des Ortes besaß. Dieser hatte so viele Kinder, daß man seine Frau "die Häsin" nannte. Mein Vater lernte auch die Töchter des Pastors kennen. Eine von ihnen traf er später in Leipzig als Gattin des berühmten Pädagogen Hugo Gaudig wieder. Die beiden Familien verkehrten dann miteinander, und ich habe Rosemarie Gaudig schon, als sie noch im Stechkissen lag, kennengelernt. Als sie später den Kommunistenführer Sacke heiratete, konnte ich ihnen bei der Einbürgerung desselben behilflich sein, die ihn aber nicht davor schützte, von den Nazis ermordet zu werden. Mit der Witwe arbeitete ich zusammen, als sie Dekan der Arbeiter - und Bauernfakultät wurde. Gefallen hat es mir aber nicht, daß sie sich erst Sacke - Gaudig nannte und dann das Gaudig fortließ, weil die Reformpädagogik Kerschensteiners und Gaudigs politisch in Verruf geraten war. Es ist schwächlich, seine Herkunft zu verleugnen. Los wird man sie ja doch dadurch nicht.

Wenn Frau Schulrat Gaudig und mein Vater zusammensaßen, schwärmten sie sofort von Roßleben. Ganz ohne Konflikt kam aber mein Vater auch durch diese Schule nicht. Roßleben bekam einen neuen Rektor, der dort preußische Zucht einführen wollte und deshalb den Primanern den Besuch des einzigen Cafés verbot, das es im Ort gab. Die Primaner beschlossen sich ihr Recht nicht verkümmern zu lassen, und gingen eines Nachmittags alle in das Café. Es lag so tief, daß man die Gäste nicht sah, wenn sie saßen, sondern nur, wenn sie standen. Mein Vater hatte eine unglaubliche Abscheu gegen Spinnen. Ihm wurde sofort übel, wenn er eine sah. Als er in dem Café Platz genommen hatte, lief eine große Spinne quer über den Tisch vor ihm. Er fuhr in die Höhe, und in diesem Augenblick ging der Inspektor der Klosterschule Roßleben am Fenster vorbei und sah ihn, ebenso den Neffen des Oberpräsidenten der Provinz. Dieser Jüngling war unwillkürlich mit aufgesprungen, als mein Vater so plötzlich in die Höhe fuhr. Der unerbittliche Rektor erklärte, daß beide Primaner sofort die Anstalt zu verlassen hätten, weil sie einen gerade erst von ihm erlassenen Befehl trotzig übertreten hätten. So wurden beide geschäft. Die Sache hatte noch das Nachspiel, daß sich der Neffe des Oberpräsidenten bei seinem Onkel beschwerte. Darauf wurde zwar nicht die Bestrafung aufgehoben, aber der Rektor wurde als dritter von seinem Posten entfernt. Wahrscheinlich war die Mißachtung des Neffen eines Oberpräsidenten in dem preußischen Militärstaate ebenfalls ein schweres vergehen. Die beiden Primaner konnten sich also über ihr Schicksal trösten.

So machte mein Vater sein Abitur nicht in Roßleben, obwohl er dort einer der besten Schüler war. Er und sein Freund Bornstedt, den wir später in Wiesbaden wiedertrafen, waren immer abwechselnd der erste und der zweite in der Klasse, bis man auf Unterprima beschloß, sie nicht mehr den Platz wechseln zu lassen. Durch den Abgang meines Vaters wurde Bornstedt der unbestrittene Primus. Mein Vater machte sein Abitur in Arnstadt, was nach der guten Vorbereitung in Roßleben ein Kinderspiel war. Er ging in Arnstadt gern mit der Tochter der Witwe, bei der er wohnte, in einer großen Lindenallee spazieren. Der Duft der blühenden Linden, von dem das Mädchen schwärmte, wirkte nicht auf seine Geruchsorgane. Er führte das auf sein starkes Rauchen zurück, aber das halte ich für

falsch. Das Rauchen ist ein Genuß von Gerüchen. Blütenduft wirkt gerade auf Raucher, wie ich nicht nur an mir selbst, sondern auch an vielen anderen beobachtet habe. Die Sache hört erst auf, wenn man sich die Raucherbronchitis geholt hat, und das kommt erst im Alter. Mutter und Tochter freundeten sich in Arnstadt mit meinem Vater so an, daß sie ihm zum Abschied Anastasius Grüns "Schutt" schenkten. Er hat das Exemplar der etwas reichlich künstlichen Dichtung bis zu seinem Tode aufgehoben und oft darin geblättert. Die Tochter hat er auch besungen; denn seine eigentliche Muse war damals noch gar nicht die Musik, sondern die Dichtung. Kein weibliches Wesen, das seinen Weg kreuzte, entging dem Schicksal, in Versen verewigt zu werden. Meine Mutter war schon verwundert, als ihr mein Vater eines Tages alle diese Ereignisse vorlas und auch noch verlangte, daß sie sich dafür begeistern sollte. Es war ein bißchen viel, was er da forderte; denn gerade sie hatte er nicht besungen, sondern geheiratet. "Die Nachtigall singt auch nur vorher," sagt Stindes Madame Buchholz.

Natürlich behandelte mein Vater in seinen Gedichten auch Landschaften, vor allem aber Probleme der Kunst, der Ästhetik, und das ergab sehr abstrakte Schöpfungen. Es war gepflegte Epigonendichtung, meist im Stile Geibels, der damals als der größte deutsche Dichter betrachtet wurde. Als mein Vater seine Gedichte einige Jahre später dem Germanisten Wilhelm Scherer vorlegte, fällt dieser das wahrscheinlich sehr richtige Urteil: "Sie werden mit der Zeit merken, daß man die Ästhetik besser in Prosa vorträgt als in Versen." Diesem Rate ist mein Vater gefolgt. Es wäre auch eine sonderbare Sache, wenn er seine Harmonielehre in Versen geschrieben hätte.

Mein Vater hatte zwar sehr zarte, förmlich Tizianische Hände, war aber von hohem Wuchs. Daher diente er sein Einjährigenviertel beim Kaiser Alexander Garde Grenadierregiment in Berlin ab. Wenn einmal der Dienst ausfiel, besuchte er die Universität. Er holte sich aber eine Krankheit, lag lange im Lazarett und wurde deshalb nicht befördert. Seine Studien setzte er in Tübingen fort und trat in ein sehr vornehmes Korps, die Tübinger Schwaben, ein, das die Gunst des Württemberger Königshauses genoß. Auf der Mensur verlor er durch einen falschgeführten Hieb die Nasenspitze, wurde aber nicht dadurch entstellt. Er ist ein ganzes Leben hindurch immer optimistisch, heiter, lebenswürdig und gesellschaftlich äußerst gewandt gewesen, so daß ihn mir meine Mutter oft als Muster empfahl, wenn ich etwas knorriger durchs Leben segelte. Als Korpsstudent erschien mein Vater eines Tages mit einer riesen Bulldogge, die er sich gekauft hatte, und nahm dabei Bezug auf die allen bekannte Bierrede von dem Einsiedler, der von Heuschrecken und wildem Honig lebte und sich nur an hohen Festtagen eine Wurzel leistete. Mein Vater stellte also sein Ungetüm mit den Worten vor: "Ich habe mir eine Wurzel geleistet!" Fortan hieß die Bulldogge Wurzel. Einige Tage später kam der Hundehändler wieder, brachte eine zweite Bulldogge mit und hängte sie ebenfalls meinem Vater auf. Sie wurde als Bruder Wurzels Radieschen getauft. So zog mein Vater mit Wurzel und Radieschen in Tübingen umher. Dabei begegnete er eines Tages einem Priester, dessen flatternde Sutane Wurzel reizte. Die Bulldogge fuhr auf den Priester los, der in dem schwarzen Ungetüm den Teufel zu ahnen schien; denn er exorzisierte das Tier sofort. Mein Vater hatte alle Mühe, den durch die feierlichen Flüche noch mehr gereizten Hund von dem Priester wieder abzubringen. Man sieht, daß die Voraussetzungen der Pudelszene in Goethes "Faust" in süddeutschen Landschaften sehr lange lebendig geblieben sind. Leute, die es für natürlich halten, dem Teufel auf der Straße zu begegnen, sind ganz gewiß keine Heuchler.

Wurzel und Radieschen nahmen kein gutes Ende. Sie wurden von der Staupe befallen, vielleicht auch vom Delirium. Das kam bei Korpsunden öfters vor, weil diese während der unendlich langen Gelage in den verqualmten Räumen Durst bekamen und ihn mit dem

Tröpfelbier unter dem Fasse zu löschen pflegten. Das wurde von den bezechten Studenten als ein Beweis von Bierehrlichkeit betrachtet und mit großem Jubel begrüßt, bekam den Tieren aber schlecht. Wurzel und Radieschen fielen eines Nachts über die bei Hoffmann und Campe erschiene zweiundzwanzigbändige Ausgabe der Werke Heinrich Heines her, die sich mein Vater gerade gekauft hatte. Sie knabberten verschiedene Bände an und fraßen das "Buch der Lieder" restlos auf. Am nächsten Morgen war Wurzel tot, und Radieschen wurde vom Tierarzt getötet, weil dieser nicht recht wußte, ob es sich nicht um Tollwut handelte. Mein Vater pflegte seitdem zu sagen: "Ja, Heinrich Heine! Die Bulldoggen können seine vergifteten Pointen nicht vertragen!"

Aus diesem lustigen Studentenleben riß meinen Vater der Krieg 1870/71, in dem er es nur bis zum Unteroffizier brachte. Er gehörte zum Thüringer Regiment [Warning: Image not found] 71, und da gab es wenig Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Das Regiment wurde infolge sonderbarer Zufälle immer erst eingesetzt, wenn die Sache schon beinahe vorbei war. Dafür hat es sich aber mit großem Eifer an dem Fackelzuge mit auf die Bajonette gepflanzten Kerzen nach dem Siege bei Sedan beteiligt. Dankbar gedachte mein Vater eines Hauptmannes Herbst, der vor einer Aktion folgende Rede an die Mannschaft hielt: "Kerls! Die Sache wird ernst! Jetzt muß ich es aber gescheit anfangen, damit ich euch alle wieder gesund nach Hause bringe!"

Wirklich ernst wurde die Sache, als die Pariser einen plötzlichen Ausfall machten und gerade das Dorf wegnahmen, in dem die Einundsiebziger lagen. Die Stellungen mußten zurückerobert werden. Das war natürlich nur unter Verlusten möglich, und mein Vater glaubte, unter den Gefallenen seinen Bruder Otto zu erkennen, der am Tage vorher beim Regiment eingetroffen war. Ganz sicher war mein Vater seiner Sache nicht. Er sagte zu den Offizieren, die sich damals noch um jeden Gefallenen kümmerten: "Ich weiß nicht, es ist doch etwas Fremdes in dem Gesicht." Darauf bekam er die Antwort: "Das ist immer so, der Tod verändert die Züge. Sie müssen sich darein finden, daß Ihr Bruder tot ist." Mein Vater nahm die Leiche mit auf seine Stube und durchwachte bei ihr die ganze Nacht. Gegen Morgen aber fiel ihm auf, daß der Tote alte Stiefel anhatte. Daher holte er schleunigst den Feldwebel und sagte zu ihm: "Das ist mein Bruder nicht. Er hatte nagelneue Eigentumsstiefel an, als er ankam. Sie werden sagen, daß sie ihm einer abgezogen hat, aber sicher hat der ihm doch nicht dafür diese alten angezogen." "Aha," sagte Feldwebel, "dann ist das der Leberecht. Den nannten seine Kameraden seit vorgestern immer den Avantageur, weil er ihrem Bruder so ähnlich sah, wie ein Ei dem anderen." Drei Tage später kam die Gefangenenliste heraus, die nach den damaligen, an die Kavaliersgewohnheiten der Feudalzeit erinnernden Gepflogenheiten nach jedem Gefecht ausgetauscht wurde. An solche Rücksichten denkt heute im Krieg kein Mensch mehr. Mein Vater ersah aus der französischen Gefangenenliste, daß sich sein Bruder in der Tat als Gefangener im belagerten Paris befand. Er hatte sich im Hin und Her des Gefechts in ein Haus geworfen, das keinen hinteren Ausgang hatte, und war so von den Franzosen, die ihm folgten, ergriffen worden. In Paris bekam er am nächsten Morgen ein Weißbrot, das er zum Frühstück verzehrte, und hörte dann mit Entsetzen, daß es die Ration für drei Tage war. Er mußte Ring, Uhr und andere Wertgegenstände verkaufen, um überhaupt etwas zu essen zu bekommen. Heute hätte man ihn bei der Gefangennahme bereits völlig ausgeplündert. Die Kriege sind in den letzten Jahrzehnten immer barbarischer geworden. Die Ähnlichkeit mit einem Doppelgänger gilt als romanhaftes Motiv. Hier aber haben wir sie in völlig gesicherten Überlieferungen. Mein Vater hat diese Geschichte sehr oft erzählt, wenn wir Gäste im Hause hatten. Dabei geriet er, der sonst ein sehr ruhiges Temperament hatte, jedesmal in eine Aufregung hinein, in der noch der Schrecken der Wacht an der Leiche des

Bruder nachzitterte. Als ich die Geschichte zum erstenmal hörte, sagte mir meine Mutter gleich: "Paß einmal auf, wie sich jetzt der Vater aufregt!" Das wurde auch im höchsten Alter nicht anders.

Nach dem Volksaberglauben leben Totgesagte besonders lange. Auch das traf in diesem Falle zu. Mein 1870 als tot betrauerter Onkel hat meinen Vater nun fast zwanzig Jahre überlebt. Er starb im Alter von sechsundachtzig Jahren in Sondershausen. Daß er in Paris als Kriegsgefangener gewesen war, wußte ich schon als Zehnjähriger und behielt es, weil alle unsere Lehrer beinahe in jeder Stunde vom deutsch-französischen Kriege redeten. Wer nichts anderes wußte, berichtete wenigsten, daß er einmal sein Gewehr mit Schweineschmalz statt mit Öl eingefettet hatte. Wenn in der Rechtschreibung der Unterschied von Fiber und Fieber durchgenommen wurde, sagte der Lehrer: "In der Schlacht war es 70/71 nicht so schlimm, wie ihr denkt, aber in der Nacht vor der Schlacht bebte jede Fiber." Als mein Onkel, der inzwischen Major geworden war, uns in Hamburg besuchte, fragte ich ihn ganz harmlos: "Nicht wahr, Onkel Otto, du warst im Gefängnis?" Darauf lief der Major dunkelrot an und brüllte: "Junge, willst du eine Ohrfeige haben?" Ich sagte entsetzt: "Aber das hat mir doch der Vater erzählt. Er war in Paris." "Ach so", besänftigte sich der Onkel: "Merke dir gefälligst: das nennt man nicht Gefängnis, sondern Gefangenschaft." Einen Ehrbegriff, der von Sextanern verletzt werden kann, hat es wahrscheinlich nur in Spanien und in Preußen gegeben. Sechzig Jahre nach diesem kindlichen Wortwechsel hatte in Deutschland so ziemlich jeder anständige Mensch, der sich für die Politik interessierte, Gelegenheit gehabt, ein Gefängnis von innen kennenzulernen.

Während der Heimkehr des Heeres hatte mein Vater Zeit, sich zu überlegen, was er eigentlich im zivilen Leben mit sich anfangen sollte. Seine Gedichtsammlung hatte im Felde noch immer Vermehrung gefunden, doch waren nur wenig Kiegsgedichte darunter. Aus einem davon ist mir die Schilderung eines Hohlweges im Gedächtnis geblieben. Rechts und links lagen gefallene: "Alle gezeichnet mit demselben Blute." Man hörte hier Dante, und es war überhaupt der Fehler meines Vaters, wie es der Geibels war. Daß man bei ihren schönsten Wesen immer an Verse denken mußte, die ein anderer vor ihnen gedichtet hatte.

Das merkte mein Vater nach seinem zwanzigsten Jahre selbst. Als er auf dem Rückmarsche abends in einem Wirtshause saß, hörte er, wie auf der Landstraße ein Posthorn sehr melodisch geblasen wurde. Da durchfuhr es ihn plötzlich: "Du bist ja gar kein Dichter, sondern ein Musiker. Du lebst in Tönen. Ihnen mußt du dein Leben weihen." Fortan dichtete er nicht mehr, sondern komponierte. Er hatte über den Druck der zwei starken Manuskriptbände, die seine Gedichte füllte, bereits einen Vertrag mit Cotta abgeschlossen, weil er im Verlag der deutschen Klassiker zu erscheinen wünschte. Jetzt machte er den Vertrag rückgängig. Wenn mein Vater dieses Haupterlebnis erzählte, pflegte er zu sagen: "Ein Posthorn ist für eine solche Wirkung ein viel zu einfaches Instrument." Das kann man aber von Jakob Böhmes Zündschlüssel, von der Eidechse, die den französischen Lebensphilosophen Jean Marie Guyare übers Bein lief, ebensogut sagen. Das äußere Objekt spielt bei solch einer Wandlung eine ganz nebensächliche Rolle. Es löst nur etwas lange vorbereitetes aus. Die Intuition ist nur scheinbar plötzlich, in Wahrheit handelt es sich um eine Summationsphänomen. Mir ist das Posthornerlebnis meine Vaters jedesmal zu Hilfe gekommen, wenn ich vom Durchbruch der göttlichen Gnade oder von der Ekstase irgendeines Heiligen, Propheten, Mystikers oder Philosophen las. Es gehörte wohl auch eine besondere Veranlagung dazu. Nüchterne Naturen, zu denen ich mich rechne, erleben keine Ekstasen. Dabei muß ich bemerken, daß mein Vater niemals über Religion sprach. Ich weiß bis auf den heutigen Tag nicht, ob er ein gläubiger Christ oder ein Liberaler war. Atheis-

ten waren ihm unangenehm. Vermutlich war ihm diese Weltanschauung zu unkünstlerisch. Als ich mit meinem Freunde Beck 1912 dem Deutschen Monistenbund beitrug, sagte mein Vater sehr ernst zu mir: "Schön kann ich das nicht finden." Einen Unterschied zwischen den Bekenntnissen machte er aber nicht. Er verkehrte und korrespondierte mit Jesuiten und Juden ebenso vertraulich wie mit katholischen Landgeistlichen, unter denen viele Musikliebhaber waren. Sogar Ernst Haeckel, der bei allem Freidenkertum immer noch einen mystischen Einschlag hatte, kam an die Reihe, als er einen Affen entdeckte, der die Tonleiter sang. Diese Briefe habe ich dem Haeckel - Institut in Jena noch rechtzeitig geschenkt, ehe der Nachlaß meines Vater beim Bombenangriff zugrunde ging.

Die eigentliche Religion meines Vaters war die Musik. Mit dieser Auffassung verträgt sich die Geschichte vom Posthorn ausgezeichnet. Eine solche Religion ist aber kein Christentum, sondern antikes Heidentum, wie die Puritaner sehr richtig betont haben. Die antiken Amoretten mit ihren Musikinstrumenten auf dem Grabmahl meines Vaters von Pfeiffer, das ihm seine Verehrer auf dem Leipziger Südfriedhofe gesetzt haben, sind ein gutes Spiegelbild seiner seelischen Welt. Auf dem Denkmal stehen die Worte: Amor constans vincit (treuer Eifer siegt). Es war das der Wahlspruch, den mein Vater schon in Roßleben in seine Exemplare der Klassiker hineinschrieb und auch später gern zitierte, wenn er eine schwierige Sache in Angriff nahm. Hartnäckiger Eifer und spielende Engelchen gehören beide auf den Grabstein. Mit Spittas Wahlspruch: "Genie ist nichts, Fleiß ist alles!" konnte sich mein Vater nicht befreunden. Er meinte, man könne mit mehr Recht das Gegenteil behaupten. Was soll in der Tat einem geborenen Schafskopf der größte Fleiß bringen? Mit je mehr Dingen er sich abgibt, desto mehr macht er verkehrt. Die hübschen kleinen Musikanten auf dem Denkmal sind gaukelnde Töne und gehören dorthin.

Mein Vater studierte Musik in Leipzig, und zwar in der Hauptsache am Konservatorium. An der Universität wurde das Fach durch den Professor Paul vertreten, der seine Vorlesungen zwar regelmäßig anzeigte, aber weniger regelmäßig hielt. Er pflegte in der Vorlesung zu Semesterbeginn seinen Studenten zu sagen: "Meine Herren, warten kann ich nicht auf Sie. Wenn ich ankomme und sehe, daß der Hörsaal leer ist, stelle ich, zum Zeichen, daß ich da gewesen bin, einen Stuhl aufs Klavier und gehe nach Hause." Natürlich fand sich von da an stets ein hilfsbereiter Student, der Paul auch noch die Mühe abnahm, den Stuhl aufs Klavier zu stellen. Paul hatte das Schlesierstipendium, ein von einem reichen Schlesier gestiftetes Jahresgehalt, das immer der älteste von den aus Schlesien stammenden Professoren zu verzehren hatte. Da Paul der einzige Schlesier unter den Leipziger Professoren war, war er auch der älteste. Er verzehrte das Gehalt größtenteils in Form von flüssiger Nahrung; denn er war ein gewaltiger Biertrinker. Den gesundheitlichen Ausgleich suchte er in stundenlange Spaziergängen durch die Auenwälder. Als Paul sich ins Grab getrunken hatte, ärgerte sich mein Vater wütend über den Pastor Petschek, der die Leichenrede mit den Worten begann: "Ein Priester im Reich der Töne ist dahingegangen." Bei diesem Professor Paul reichte mein Vater seine Doktordissertation ein. Einige Tage später traf Paul meinen Vater auf der Straße und sagte zu ihm: "Wissen Sie, was Sie da zusammengeschrieben haben, habe ich überhaupt nicht verstanden." Man muß da unwillkürlich an Lichtenbergs Ausspruch denken: "Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen und es klingt hohl, muß denn das unbedingt im Buche sein?"

Mein Vater bekam also seine Dissertation als unbrauchbar zurück und reichte sie unverzüglich in Göttingen ein. Dort wurde der berühmte Ästhetiker Hermann Lotze mit der Prüfung der Arbeit beauftragt und fand sie ausgezeichnet. Diesmal klang nichts hohl. Mein Vater fuhr zur Ablegung der mündlichen Doktorprüfung nach Göttingen und bekam in der Wirtstafel einen Platz neben einem jungen Dozenten, der sich sofort nach dem Zweck

seines Aufenthalts erkundigte. Der junge Kollege sagte: "Wenn Sie Lotze heute prüft, müssen Sie unbedingt seine 'Geschichte der Ästhetik in Deutschland' gelesen haben. Mein Vater horchte auf. Es war ein Uhr, die Prüfung war auf drei Uhr angesetzt. Er eilte in den nächsten Buchladen, kaufte das umfangreiche Werk und las es in fliegender Hast durch. Die Ränder des Buches, was ich dann später auch gelesen habe, waren mit unzähligen eiligst hingekritzelt Hinweisen und Ausrufungszeichen bedeckt. Da der prüfende Lotze und der geprüfte Riemann nunmehr über ihre Ideen beide gut unterrichtet waren, bestand mein Vater die mündliche Prüfung summa cum laude (mit höchstem Lobe).

Er ging nach Bielefeld, dirigierte dort zwei Musikvereine und hatte eine unglaubliche Zahl Privatschülerinnen aus den besten Familien. Als er eine von ihnen, Elisabeth Bertelsmann, heiratete, sagten sofort dreiundzwanzig andere, die mit der gleichen Möglichkeit für sich gerechnet hatte, die Klavierstunden ab, so daß die finanzielle Basis des jungen Haushaltes stark zusammenschumpfte. Daher gingen meine Eltern mit mir, dem am 4. Oktober 1877 in Bielefeld geborenen Söhnchen, nach Leipzig. In Bielefeld bin ich dann nur noch zweimal in den Großen Ferien gewesen und war daher über meinen Geburtsort immer sehr mangelhaft unterrichtet. Es gibt Leute, die Gespräche schematisch mit der Frage anfangen, wo man geboren sei, und die Unterhaltung dann auf die betreffende Landschaft spezialisieren. Dadurch bin ich bisweilen in Verlegenheit versetzt worden, da ich auch das westfälisch Plattdeutsch nur unzureichend konnte. Man war in Deutschland im vorigen Jahrhundert noch ziemlich seßhaft und bewegte sich mit Vorliebe in Heimerinnerungen. Wirklich durcheinander gerührt wurde die deutsche Bevölkerung erst im Zweiten Weltkriege durch die Zerstörung der Städte und die dem Waffenstillstande von 1945 folgenden Umsiedlungen von Millionen.

In Leipzig habilitierte sich mein Vater 1878 als Privatdozent für Musikwissenschaft. Er machte es aber unter Hinweis auf die Vorgänge bei seinem Doktorexamen zur Bedingung, daß Professor Paul weder seine Habilitationsschrift beurteilen noch die mündliche Prüfung abnehmen dürfe. Paul muß damals schon gehörig drunter durch gewesen sein; denn die Fakultät ging darauf ein. Man ließ Philipp Spitta aus Berlin kommen. Infolgedessen verlief die Sache ebenso glatt wie in Göttingen. Da mein Vater Griechisch als Nebenfach angegeben hatte, legte man ihm die "Antigone" des Sophokles vor und ließ ihn einen Chorgesang daraus übersetzen, den er von Rofleben her auswendig konnte. Nach einem so glänzenden Habilitationsexamen hätte sich die weitere Karriere meines Vaters glatt abwickeln müssen, wenn ihm nicht plötzlich der elterliche Zuschuß zum Haushalte gesperrt worden wäre. Seine Eltern gaben Großmehra an den jüngsten Sohn, Paul, ab und zogen sich nach Sondershausen zurück, um dort ihr Alter in Ruhe zu verleben. Für meinen Großvater war es wohl die höchste Zeit, daß er vom Gute ging. Die Art, wie er dort regierte, war selbst für die Epoche Bismarcks zu patriarchalisch. Er machte auf dem Felde von seiner Reitpeitsche Gebrauch und fiel, als sich einmal ein Landarbeiter zur Wehr setzte, einfach in Fechterstellung aus und schlug ihm die Heugabel aus der Hand. Er fühlte sich auch für die sittliche Lebensführung seiner Leute viel mehr verantwortlich als für seine eigene und vertrieb einige, die der Abwechslung halber ihre Frauen getauscht hatten, nach Strich und Faden. Er bezeichnete dies als ein Verhör. An den Tagen der Reichstagswahlen lief er stets mit geladenem Revolver herum, weil nach seiner Meinung mit dem gleichen Wahlrecht die Revolution anfang. Mit Politik beschäftigte er sich im übrigen nicht.

Zu seinem Sohne Paul, der im Gegensatz zu den älteren Brüdern auf dem Gute geblieben war, hatte er großes Vertrauen, weil dieser sich zu einem gemüthlichen Kneipkumpan entwickelt hatte. Wenn mein Vater keine Lust hatte, mit seinem Vater in eine Kellnerin-



nenkneipe zu gehen, sagte der Alte schmerz erfüllt: "Hucho, du werst mir doch nicht so e' Sauertopf werden!" Hugo liebte es, nicht eine Kellnerin auf dem Schoße seines Vaters sitzen zu sehen, während Paul das riesig nett fand. Insofern war er durchaus geeignet für die Nachfolge.

Die beiden älteren Söhne mußten auf weitere Zahlungen vom Gute her verzichten. Es war unsere Familientradition, daß jeder Sohn nur bis zum dreiundzwanzigsten Jahre von den Eltern erhalten wurde. Alles darüber hinaus empfangene Geld wurde als Darlehen betrachtet und bei der Erbschaft abgezogen, allerdings ohne Berechnung von Zinsen. Mein Vater war dreißig Jahre alt, blieb aber in Geldangelegenheiten zeitlebens ein Kind und merkte erst bei dieser Gelegenheit, daß er gar kein reicher Erbe mehr war, sondern seinen Eltern bereits beträchtliche Summen schuldete. Der ganze Vorgang war mehr feudal als bürgerlich. Der Onkel Paul hat das väterliche Gut auch nicht gut bewirtschaftet, aber bei den gestiegenen Güterpreisen vorteilhaft verkauft und sich ein 1500 Morgen großes Gut, Schermen bei Burg in der Nähe von Magdeburg, gekauft, das er dann ebenso verwirtschaftete wie die Mitgift seiner Frau Klara, geboren Sutor; diese war die Tochter eines Mühlenbesitzers.

Meinem Vater war in Leipzig 1879 eine Tochter, Else, geboren worden. Mit Frau und zwei Kindern konnte er nicht von den Kollegengeldern und seiner erst in den Anfängen steckenden schriftstellerischen Tätigkeit leben. Daher ging er als Musiklehrer an das Gymnasium in Bromberg und hatte dort Schwierigkeiten, weil er in seiner grenzenlosen Gutmütigkeit die Disziplin nicht recht zu handhaben wußte. Es war eine Erlösung für ihn, als er an das Berunthsche Konservatorium in der Weststraße in Hamburg berufen wurde. Die Familie hatte sich in Bromberg um einen weiteren Sohn, Konrad, vermehrt, und in Hamburg wurde 1882 mein jüngster Bruder, Hans, geboren. Erst dreizehn Jahre später kam dazu in Leipzig noch eine Tochter, Dina, meine Lieblingschwester, die leider nur bis 1947 gelebt hat.

In Bromberg beginnen meine Erinnerungen, aber nicht etwa so, daß sie von da ab in geordneter Reihe aufeinander folgten. Es ragt da vielmehr nur ein einzelner stehengebliebener Felsblock aus dem Meere der Vergangenheit empor. Ich sehe einen Platz, auf dem Schlitten halten. Ein kräftiges braunes Pferd strampelt seine blauundgelbe Decke ab. Der Kutscher kommt schreiend im Galopp angelaufen, um das Pferd wieder zuzudecken. Da dieses Bild immer wieder in mir auftauchte, fragte ich schließlich als Zwanzigjähriger meine Mutter: "Haben wir einmal an einem Marktplatz gewohnt und einen Schlittenstand vor dem Haus gehabt?" "Ach," sagte sie, "das weißt du noch? Das war in Bromberg." Nun haben meine Eltern nur ein Jahr in Bromberg gewohnt. Dort wurde mein Bruder Konrad am 4. November 1880 geboren. Also fällt die Szene in den Winter 1880/81. Ich war damals drei Jahre alt. Das Bild steht mir noch heute scharf und farbig vor Augen. Für einen Erwachsenen wäre es ganz belanglos gewesen. Es handelte sich dabei auch nicht etwa um Mitleid mit dem Pferde, sondern um Interesse für den brüllenden Kutscher.

Goethe sagt: "Niemand glaube, die ersten Eindrücke der Jugend verwinden zu können!" Daher habe ich sehr oft das Thema: "Wie weit reicht meine Erinnerung zurück?" in Schulaufsätzen behandeln lassen. Bei den meisten Menschen scheint das Gedächtnis im Hinterteil zu sitzen; denn sie berichten von einer fürchterlichen Tracht Prügel, die sie von ihrem Vater verdient oder unverdient bekommen haben. Auch in den Autobiographien ist dieses Erlebnis sehr stark vertreten. Es wird dadurch nur der alte Satz bestätigt, daß affektbetonte Erlebnisse am stärksten haften. Als die erste Erinnerung wird sehr häufig auch der erste Schultag bezeichnet. Das ist natürlich viel zu spät. Daß ein Tag affektbetont ist, an dem man mit Beängstigung loszieht und mit einer großen Zuckertüte zurückkehrt,

soll nicht bestritten werden. Aber vor allem ist das sechste Lebensjahr ein viel zu später Termin für älteste Erinnerungen. Ich halte drei Jahre für viel richtiger, man muß nur nicht nach etwas Gehaltvollem suchen und darf sich nicht dadurch stören lassen, daß einem von den Erwachsenen mancherlei, was man getan oder gesagt haben soll, so oft erzählt wird, daß man es schließlich für eine eigene Erinnerung hält. Meine Mutter hat mir oft erzählt, daß ich auf der Fahrt von Leipzig nach Bromberg den Bauer mit dem Kanarienvogel auf dem Schoß hatte, weil ich das Tier sehr liebte. Ich weiß aber ganz genau, daß dies keine eigene Erinnerung ist, und ich kann mich überhaupt nicht entsinnen, mich jemals für Vögel interessiert zu haben.

Unheimlich ist mir der Gedanke, daß nichts vor den ersten drei Lebensjahren bewußte Erinnerungen wird. Wenn ich jetzt mit meinem kleinen Enkel Tord spiele, mit ihm etwa aus einem alten Rasierapparatstiel und zwei Pfeifenreinigern einen Wegweiser baue, dann denke ich immer: "Etwas Wirkliches ist das nicht; denn der Junge wird nichts davon behalten und sich nie daran erinnern." Es ist etwas so Schattenhaftes wie die Gedanken Gottes vor der Welterschöpfung, von denen die Scholastiker des Mittelalters fabelten, um die Ideen Platons in ihren Systemen unterbringen zu können. Die ersten drei Lebensjahre entsprechen dem Dasein eines Tieres, das ja auch alles Mögliche lernt und behält, aber trotzdem keine bewußte Erinnerung hat. Das ist um so sonderbarer, als die Kinder doch im dritten Lebensjahr bereits ziemlich geläufig reden.

An meinem Vater hing ich schon in den unbewußten Jahren sehr. Er hat sich auch um mich als den Stammhalter etwas mehr gekümmert als um seine anderen Kinder. Als ich noch ganz klein war, polsterte er, wie er mir später selbst erzählt hat, eine Schublade seines Schreibtisches mit alten Handschuhen aus, damit ich mir nicht das Köpfchen einstoßen könne, und setzte mich hinein. Mein Gepapel und Gekrähe störte ihn gar nicht, wenn er erst auf seine Arbeit konzentriert war. Seine Arbeitsfähigkeit war überhaupt unbegrenzt, aber in den Hamburger Jahren tat er des Guten zuviel. Als ich mich zehnjährig einmal im Garten einer befreundeten Familie aufhielt, sah ich ihn ins Konservatorium zum Nachmittagsunterricht gehen und erschrak heftig über seinen gebückten Gang und sein blasses Gesicht. Mein Vater pflegte zwar um zehn Uhr zu Bett zu gehen, aber jeden Morgen um vier Uhr aufzustehen. Er tat das sogar dann, wenn er am Abend durch ein Konzert oder eine gesellige Veranstaltung über seine gewohnte Schlafenszeit hinaus aufgehalten worden war. Um vier Uhr aß er einige Schwarzbrotsschnitten mit Fett, weil ihm sonst das Rauchen nicht bekam, und schrieb, bis die Familie zum Kaffeetrinken kam. In diesen Morgenstunden arbeitete er sehr angestrengt an den Werken, die ihn allmählich weltberühmt machten, also am Opernhandbuch, am Musiklexikon und an den vielen bei Max Hesse erscheinenden Katechismen für Musikstudenten und Dilettanten. Um acht Uhr ging oder fuhr er ins Konservatorium in der Weststraße. Dort unterrichtete er dreißig Studenten wöchentlich und las in den Pausen Korrekturen. Abends schrieb er noch kurz nieder, was ihm im Laufe des Tages eingefallen war, schloß aber nicht ab, sondern hörte bei irgendeinem Punkte auf, an dem er am folgenden Morgen anknüpfen wollte. Über diese Notwendigkeit, etwas zum Anknüpfen zu schaffen, hat er so oft mit mir gesprochen, daß ich mich bei meiner eigenen Arbeit danach gerichtet habe. Es bietet nämlich das nämlich den Vorteil, daß das Gehirn während des Ausruhens an der Sache weiter arbeitet. Ob das dem Gehirn auf Dauer gut bekommen kann, ist eine andere Frage. Jedenfalls kann man aber nur bei einer so völligen Ausnutzung seiner geistigen Fähigkeiten Außergewöhnliches leisten. Für träge Menschen hatte mein Vater eine grenzenlose Verachtung. Seit meinem fünfzehnten Jahre denke ich ebenso. Vorher habe ich ziemlich viel gebummelt, und heute möchte ich es wieder lernen, stelle mich aber sehr ungeschickt dabei an. Ich habe immer

das Gefühl, daß irgend etwas fertig werden muß, aber es ist gar nichts mehr da, was fertig werden müßte.

Da mein Vater immer arbeitete, ruhten auf meiner rastlos tätigen Mutter nicht nur der Haushalt und die oft recht schwierige finanzielle Regelung, um die sich mein Vater grundsätzlich überhaupt nicht bekümmerte, sondern auch die Erziehung der vier Kinder. Meine Mutter wußte sich gehörig in Respekt zu setzen und sprach sehr gern von Moral und Anstand. Das langte aber nicht immer, und so verlangte meine Mutter gelegentlich, wenn einer von uns in dem großen Garten des kleinen Häuschens Grindelhof 19 gar zu toll und wild getrieben hatte, daß mein Vater dem Attentäter einiges überziehen sollte. Dann ergaben sich die komischsten Szenen. Mein Bruder, Konrad, der zum Turner geboren war, erkletterte mit ungeheurer Fixigkeit einen hohen Baum und dann rief mein Vater: "Junge, wenn du nicht sofort herunterkommst, haue ich dich, daß du an den Wänden hinaufläufst!" - "Nee" sagte Konrad, "du haust mich gerade, wen ich herunter komme." Das dauerte so lange, bis mein Vater, wütend über den Zeitverlust, den Kampf einstellte, sich an seinen Schreibtisch setzte und binnen fünf Minuten vergaß, daß er verheiratet war, Kinder hatte und verpflichtet war, sie zu verhauen. Daher haben wir nur freundliche Erinnerungen an unseren Vater. Meine Mutter, die wirklich mit uns lebte, gab gelegentlich einem von uns eine Ohrfeige. Wir hatten aber viel mehr Angst vor ihren moralischen Ermahnungen. Sie konnte einen Menschen so gründlich von seiner Minderwertigkeit überzeugen, daß er nicht mehr wagte, sie anzusehen.

Dabei war sie im Grunde ihres Herzen äußerst gutmütig. Ihr Haupterziehungsmittel war der ständige Hinweis auf unseren Vater, aber auch auf den ihrigen. Nach diesen beiden Vorbildern hatten wir uns zu richten und haben es getan. Eigentlich war aber sie selber noch ein besseres Vorbild; denn sie hatte außer ihren vielen Pflichten auch starke geistige Bedürfnisse. Sie las nicht nur alles, was mein Vater schrieb, sondern auch die klassischen Dichter, vor allem Shakespeare, den sie sogar mit in die Küche nahm, so daß mein Bruder Hans Gelegenheit hatte Witze über "Hamlet und Kotelett" zu machen. Meine Mutter kochte ausgezeichnet und liebte die Geselligkeit. Sie kam nie in Verlegenheit, sondern freute sich königlich, wenn mein Vater einen mehr oder weniger berühmten Mann als Tischgast mitbrachte. Jeder wurde so bewirtet und unterhalten, daß er gern wiederkam. Der Pianist Hans von Bülow, Brahms und der Danziger Musikschriftsteller Dr. Karl Fuchs waren in Hamburg und später in Wiesbaden oft bei uns.

Karl Fuchs führte mit Friedrich Nietzsche einen Briefwechsel über die Phrasierung meines Vaters. Nietzsche wollte meinen Vater unter die großen Dekadenten eines herbstlichen Zeitalters der Kultur einreihen. Wenn Fuchs davon erzählte, wollte meine Mutter nichts davon hören, sondern holte einen von uns herein, ließ ihn schwere Hanteln stemmen und fragte triumphierend: "Na, Herr Doktor, ist das Dekadenz? Erzählen Sie das Nietzsche!" Fuchs hat als Musikkritiker stark zur Verbreitung der Phrasierung, der musikalischen Interpunktion anstelle des Taktstriches, beitragen. Er war ein geborener Propagandist, und Riemann und Nietzsche waren für ihn die eigentlichen Evangelisten. Als Klaviervirtuose schätzte Fuchs unter den Schriften meines Vaters besonders die "Dynamik und Agogik", die von den ganz kleinen Veränderungen der Tonhöhe und Tonstärke beim Vorspielen handelt. Ein Exemplar dieses Buches kam aus dem zaristischen Rußland mit dem Postvermerk zurück: "Die Einführung von Schriftstücken ist in Rußland verboten." Fuchs brachte die Geschichte sofort in die Zeitung und bemerkte dazu: "Übrigens ist die Schrift wirklich musikalisches Dynamit."

Hans von Bülow sprach mit Fuchs über die Phrasierung: "Heute spielt alle Welt Klavier. Der Riemann ist ein Teufelskerl. Er hat das entdeckt, was unser Zeitalter wirklich

braucht, nämlich ein Mittel, um das Klavierspielen schwerer zu machen." Als mein Vater in Hamburg einmal Bülow auf der Straße traf, wurde dieser gerade von einem anderen Musiklehrer gefragt: "Was halten Sie von der Klavierschule von Lebert und Stark?" Bülow sprudelte heraus: "Lebert und Stark? Na ja, Lebertran macht stark." Solche Bonmots schleuderte "der rote Baron", wie Bülow allgemein genannt wurde, gern heraus. In einer größeren Gesellschaft wurde über Richard Wagner gestritten: "Eigentlich ist es nicht delikats, hier so oft den Namen Wagner zu nennen." Sofort fuhr Bülow heraus: "Wagner nicht nennen? Warum? Etwa weil er meine Witwe geheiratet hat?" Ein anderer Musiker fragte darauf wieder tölpelhaft: "Sie sind also trotzdem noch Wagnerianer?" Bülow erwiderte ärgerlich: "Wagnerianer? Ich bin überhaupt kein Jahner, ich bin selber aner." Stark bewunderte mein Vater das geringe Schlafbedürfnis Bülows, der auf seinen Konzertreisen die Nachtzüge benutzte, dann morgens ins Dampfbad ging und sich massieren ließ, statt sich auszuschlafen.

Als mein Vater vierzig Jahre alt war, erwachte in ihm eine beinahe sentimentale Sehnsucht nach den Orten, in denen er seine Kindheit verbracht hatte. Mit der Phantastik, die ihm auf wirtschaftlichen Gebieten eigen gewesen war, rechnete er sich aus, daß er in Sondershausen sicherlich weniger verdienen werde als in Hamburg. Daß aber das Leben in der winzigen Schwarzburger Residenz mit ihren fünftausend Einwohnern so gut wie gar nichts kostete. Daher ging er als Lehrer an das fürstliche Sanatorium in Sondershausen. Natürlich stellte sich dann heraus, daß seine Rechnung nur zur Hälfte richtig war. Daß die Einnahmen sehr geringfügig waren, stimmte durchaus. Die Preise aber hatten sich seit seiner Tertianerzeit so weit verschoben, daß eigentlich nur noch die Wohnungsmiete billiger war als in Hamburg. Eine sechsköpfige Familie durchzubringen war dort auch bei größeren schriftstellerischen Einnahmen recht schwer. Es ist außerdem immer ein Irrtum, wenn man glaubt, seine Kindheit durch eine Rückkehr an den Ort, wo man sie verlebt hat, wiederholen zu können. Dieselben Örtlichkeiten sehen in den Augen des Erwachsenen ganz anders aus, zumal wenn er sich inzwischen zum Großstädter entwickelt und mit Menschen aus aller Welt verkehrt hat. Das Kleinliche, Engherzige und Beschränkte hat seinen idyllischen Reiz verloren. Auch kann man in der Großstadt, wenn man sich nach Einsamkeit sehnt, sie ohne weiteres finden. In der Kleinstadt entwickelt sich aus der Langeweile eine ungeheuerliche Neugierde, so daß jeder weiß, was die anderen zu Mittag essen, wo ein neues Kleid geschneidert wird, wer Schulden beim Kaufmann hat, und ähnliche Dinge, um die sich in der Großstadt kein Mensch bekümmert. In der Günterstraße, in der wir wohnten, sahen wir zum ersten Male die sogenannten 'Spione', Spiegelkästchen am Fenster, durch die man die Straße beobachten konnte, ohne dabei selbst gesehen zu werden. Wenn unsere Großmutter hineinsah, bemerkten wir naiv: "Großmutter, wonach guckst Du eigentlich? Da kommt doch nur ein Wagen mit Gemüse." Als unsere Möbel ausgepackt wurden, stellten alle Vorübergehenden staunend fest, wieviele Bücher wir mitbrachten. Der Hauswirt, ein biederer Tischlermeister, teilte uns sogleich mit: "Sie werden bald merken, daß sich hier alles um den Hof dreht. Wer da hinkommen darf, hat einen unglaublichen Standeshochmut. Dabei können sie nachts vor Hunger nicht schlafen!"

In der Tat ging alles in Untertänigkeit gegenüber dem längst überflüssig gewordenen Fürsten auf. Wenn ein Junge den Hofwagen bewunderte, rief ihm der Fürst zu: "Dummer Junge, mach, daß Du vom Wagen wegstommst!" Darauf berichtete der Knabe stolz: "Heute hat der Fürst mit mir gesprochen." Ganz sonderbar fanden wir es auch, daß unser Onkel Zahn, der es inzwischen bis zum Oberhofprediger in Sondershausen gebracht hatte, beinahe täglich aufs Schloß ging und dann mit wichtiger Miene versicherte, er habe den Fürsten "sehr bewegt" gefunden; es handle sich aber um eine Sache, über die er nicht reden dürfe.

Wahrscheinlich war irgendeine Prinzessin in anderen Umständen. Mit den Musikern, die in der Kirche mitwirkten, lag der Onkel im ewigen Streit. Sie verschwanden nämlich regelmäßig während der Predigt, die er in sonderbar bellendem Tone hielt. Darauf richtete er es so sein, daß er nicht da war, wenn sie sangen oder spielten, und erklärte einfach: "Wenn einer vor meinem Handwerke keine Achtung hat, hab' ich auch keine vor seinem!" Einmal setzte er sich grimmig zu Tisch, weil das Essen angebrannt war. Tante Erna fragte schüchtern: "Arnold, willst Du nicht beten?" "Nein", knurrte er, "für angebranntes Essen bete ich nicht mehr." Er war so gewissermaßen das Gegenstück zum Pastor Peschek, der bei einem opulenten Hochzeitsmahl sagte: "Heute müssen wir eine Bitte des Vaterunser abändern. Sie muß lauten: Unser heutiges Brot gib uns täglich!" In Sondershausen würde man einen solchen Witz nur sehr langsam begriffen haben. Wir lachten über die rechtwinkligen Hofverbeugungen und die bis in die Erde versinkenden Hofknixe, die von der Bürgerschaft vollführt wurden, wenn der Landesherr durch die Straßen fuhr. Das war Serenissimuskultur des achtzehnten Jahrhunderts an der Schwelle zum zwanzigsten. Als wir auf dem Gymnasium einen Aufsatz "Unser Schloß" schrieben, verbrach ich den Satz: "Das Schloß ist ein baufälliger alter Kasten, an dem sehr viel gebaut werden muß." Für diese pietätlose Äußerung bekam ich die wohlverdiente Vier. Die Sondershäuser fanden eben alles in Sondershausen schön, und das gehörte sich so. Im Schloßhofs stand eine Brunnenfigur, ein Mädchen mit erhobenen Armen. Meine Mutter behauptete, diese Gebärde bedeute: "O Gott, wie konnte ich nur in ein solches Nest geraten!" Seit dem Eisenbahnanschluß hatte die Einwohnerzahl um fünf Menschen abgenommen. Wir wunderten uns, daß die anderen dageblieben waren. Der Fürst hatte auf dem Schlosse eine Sammlung von Zigarren, die Kunstraucher konsumiert hatten, ohne die Asche abzustreifen. Sobald das Experiment wieder einmal geglückt war, wurde die Zigarre mit äußerster Vorsicht in eine Glashülle gepackt, und der glückliche Raucher empfing den huldvollen Dank des Fürsten. Ob er auch noch einen Orden bekam, ist nicht bekannt. Wenn eine Gymnasialklasse unter Führung ihres Ordinarius das Schloß besichtigen durfte, wurde ihr die Sammlung Zigarren mit langer Asche vorgeführt, und man erwartete ehrfürchtiges Staunen. Da man nur bei vollkommener Regungslosigkeit die Asche am Abfallen verhindern kann, ist eine solche Zigarre eigentlich ein Symbol der Trägheit. Ein solches brauchte den Gymnasiasten aber kaum vorgeführt zu werden; denn ihre Anstalt war so gemütlich eingerichtet wie möglich. Aus Rücksicht auf die vielen Landshüter schloß der Unterricht am Sonnabend bereits um zehn Uhr. Die Gymnasiasten jeder Klasse zerfielen in Alte und Fuchse. Die Alten waren die Sitzengebliebenen, die zum zweitenmal die Klasse durchmachten. Die Quarta, in die ich kam, hatte zwölf Alte und über zwanzig Fuchse. Nur die Alten galten für voll. Abiturienten, die während ihrer Schullaufbahn nicht zwei- oder dreimal, sondern nur einmal sitzengeblieben waren, wurden als Genies betrachtet, aber man hatte das Gefühl, daß bei ihnen irgend etwas nicht in Ordnung war. Sie konnten einmal etwas anstellen, das die hergebrachte Ordnung störte. Das Tempo, in dem die Lehrer unterrichteten, entsprach diesen Zuständen. Das Prinzip des kleinstmöglichen Kraftaufwandes galt unbedingt. Man hatte immer Zeit, übrhastet wurde nichts. Meine Schwester brachte ein glänzendes Zeugnis aus der Bülow'schen Privatschule in Hamburg mit. Der Rektor der Mädchenschule las es staunend durch und sagte resigniert zu meinem Vater: "So, wie Sie uns ihre Tochter bringen, können wir sie Ihnen leider nicht zurückliefern. Die Verhältnisse liegen hier ganz anders." Wir haben später oft darüber geredet, wo wir dies oder jenes gelernt hatten. Sondershausen wurde dabei niemals erwähnt.

Instinktiv betrachteten wir unseren dortigen Aufenthalt als eine stark verlängerte Sommerfrische. Gesundheitlich bekam nicht nur meinem Vater, sondern uns allen das halbe

Jahr in der Duodezresidenz ausgezeichnet. Da man immer Zeit hatte, streifte ich täglich in den Wäldern umher. Gewöhnlich kam ich mit einem großen Waldblumenstrauß nach Hause und wurde dann wohl von einem Kameraden gefragt: "Riemann, habt Ihr 'ne Ziege?" Blumen zu pflücken galt nämlich als weibisch. Männlich war es, sich zu prügeln oder sich Schweinereien zu erzählen. Mein Körper baute damals mächtig aus, ich bekam breite Schulter und starke Arme und ging keiner Schlägerei aus dem Wege. Einmal hatte ich einen gewaltigen Schrecken. An einem heißen Tage fuhr an einem mit Geröll bedeckten Abhang plötzlich eine Schlange unmittelbar vor mir in die Höhe. Ich sprang über sie weg, das Tier verkroch sich. Ich schämte mich dann meiner Angst, suchte ein paar große Steinbrocken und spürte die Schlange wieder auf, die gewaltig zischte und zappelte, als ich sie totsclug. Natürlich hielt ich sie für eine Kreuzotter, weil man uns vor dieser oft gewarnt hatte. Es kann aber auch eine stark gefärbte Ringelnatter gewesen sein. Die Wirkung war die, daß ich seit dem eine ähnliche Abneigung habe, wie mein Vater gegen Spinnen. Das verstand dieser wieder nicht. Er erzählte mir, daß er als Jüngling auch einmal eine Schlange erschlagen und gehäutet hatte. Er hatte dann die Haut über seinen Spazierstock gezogen, aber bald wieder weggeworfen, weil sie pestilenzialisch stank. Wenn einer so mit Schlangen umgeht, begreift man nicht, wie er sich vor Spinnen fürchten kann. Die Idiosynkrasien der Menschen sind rätselhaft, und einer kann da dem anderen schwerlich raten oder helfen. Freud erklärt ziemlich künstlerisch, daß hinter jeder Berührungsangst eine Berührungslust steckt, die als verboten empfunden wird. Die Schlange entspricht dem männlichen Gliede. Wer nach diesem greifen möchte, läuft vor einer Schlange davon. Da kann man nur sagen: "Und wie ist es mit der Spinne?" Diese sieht doch gewiß nicht einem Geschlechtsteil ähnlich. Andere führen die Reptilangst, die weiter verbreitet ist als die Scheu vor Spinnen, auf den jahrtausendelangen Kampf der urzeitlichen Menschen mit den Schlangen in der Höhle zurück. Das ist insofern einleuchtender, als unsere Vettern, die Affen, dieselbe Angst vor den Schlangen haben wie wir. Nun ist die Sache schon etwas lange her, und auch hier steht man ratlos vor den Spinnen, die vermutlich unsere Urahnen mit demselben Behagen verzehrt haben wie Jean Pauls Dr. Katzenberger, der behauptet, sie schmecken wie reife Haselnüsse.

Aus der fränkischen Heimat Jean Pauls kam das Hauptereignis unserer Sondershäuser Episode: Max Reger (1873-1916). Er verließ das Seminar, das er als Sprößling einer Familie von Dorfschullehrern besuchte, und wollte bei meinem Vater Harmonielehre und Kontrapunkt studieren. Mein Vater hatte von Hamburg nach Sondershausen einige Hauptschüler mitgebracht, die ihn dann auch nach Wiesbaden begleiteten: Behrmann, Cords, Kreling, Hans Schmidt und Pochhammer. Zu diesen Getreuesten gesellte sich nunmehr Reger, der aber seiner Natur nach weniger anhänglich war, vielleicht weil er bedeutender war. Meiner Meinung nach, die immerhin auf sehr langer Beobachtung beruht, war Reger einer von den Menschen, bei denen die Dankbarkeit in Feindseligkeit umschlägt, weil sie die Dankbarkeit als Beeinträchtigung ihrer Unabhängigkeit empfinden. Reger hat in den sechs Jahren, in denen er bei uns aus- und einging, niemals verehrend seiner Eltern gedacht und von seinen bisherigen Lehrern immer nur Lindner genannt, aber auch diesen ohne jede Wärme. Wenn jemand etwas für Reger tat, dann war es für diesen eine Aufforderung, auch über den noch wegzusteigen. Er war immer auf der Leiter und sah nur nach oben. Das ist brutal, und die meisten Brutalitätswesen sind feige. Reger war es auch. Wenn man ihm die Faust unter die Nase hielt, verkroch er sich. Die Regerbiographien, die von seinen Kämpfen berichten, sind mir verdächtig. Wenn man ihn für eine echte Künstlernatur hält, möchte ich jedem empfehlen, sich die Künstler vom Leibe zu halten und sich lieber mit einfachen und offenen Charakteren zu verkehren. Reger war verlogen. Wenn

er irgend etwas zu beschönigen hatte, schwindelte er das Blaue vom Himmel herunter. Sobald ich später einen Dichter wie Hebbel, der ebenfalls die personifizierte Undankbarkeit war, oder Politiker wie Lassalle und Trotzki, die maßlos eitel waren, zu beurteilen hatte, tauchte mir regelmäßig das Bild Max Regers auf, wie er meine Eltern betörte und beschwindelte. Ich wurde dann hart. Die geringste Ähnlichkeit mit Reger genügte, um mich aus dem Gleichgewicht zu bringen. Wenn heute von einem skrupellosen Karrieristen die Rede ist, denke ich sofort: "Aha! Wie Reger!" Die ganze Familie hatte so über ihn geurteilt, nur mein ewig milder Vater nicht, der Reger bedauerte, statt empört zu sein. Da mein Vater der eigentlich berufenere Beurteiler Regers war, ist uns anderen das noch besonders schmerzlich gewesen. Wer mir hier vorwirft, daß ich für das Wesen des Genies und seine Ausnahmestellung kein Verständnis habe, besonders nicht auf dem Gebiete der Musik, der kann meinerwegen recht haben. Ein Vorwurf ist das überhaupt nicht. Eine Ausnahmestellung heißt auf gut deutsch, daß die großen Künstler das Recht haben, keine anständigen Menschen zu sein. Mit Leuten, die dieses Recht haben, verkehre ich nicht und bedaure, daß ich es eine lange Reihe von Jahren getan habe, noch dazu in sehr jungem Alter. Das hätte mir heillos schaden können, wenn ich nicht das Gegenteil in meinen Eltern vor Augen gehabt hätte. Hier die richtige Wahl zu treffen, war wirklich nicht schwer.

Daß mit Reger ein Fremdkörper in unser Haus kam, zeigte sich schon bei seinem ersten Auftreten. Eines abends kam zunächst ein auffällig großer schwarzer Spitz, der eine dünne eiserne Kette nachschleppte, unsere Haustreppe hinauf, und dann folgte ein langer Jüngling, der etwas mangelhaft gewachsen aussah. Wir hatten schon zu Abend gegessen. Meine Mutter machte rasch etwas für Reger zurecht, der sofort mit meinem Vater in ein ungeheuer gelehrtes Gespräch geriet. Reger redete, während er aß, beständig weiter und half mit den Fingern nach, wenn er mit der Gabel nicht auskam. Sobald mein Vater etwas sagte, rief der Jüngling: "Ja, das steht in ihrer Harmonielehre auf Seite 78. Darüber habe ich oft mit meinem Lehrer Lindner gesprochen." Mein Vater stellte bisweilen einmal fest, daß die Seitenzahlen, die Reger angab, wirklich stimmten, und lächelte zufrieden über ein solches "Schwören auf die Worte des Meisters." Das war der Schüler, den er sich immer gewünscht hatte!

Das Urteil der Familie war, daß Reger sehr gute Kenntnisse habe und hervorragend begabt sei, aber schlechte Manieren habe. Meine Mutter, die sehr gerne Pflichten übernahm, faßte sofort den Entschluß diesen unbeleckten Bären gesellschaftlich zu erziehen, was sich in der Folgezeit als eine äußerst schwierige Aufgabe auswies. Sie war auch kostspielig; denn Reger brauchte natürlich nichts dafür zu bezahlen, daß er in Sondershausen und später auch in Wiesbaden bei uns zu Mittag und zu Abend aß und dabei in ein vorschriftsmäßiges Zivilisationsprodukt verwandelt wurde, soweit das überhaupt möglich war. Eigentlich war er mit seinen siebzehn Jahren, wir kamen 1890 nach Sondershausen, dafür schon etwas zu alt. Nicht selten musterte ihn meine Mutter kritisch, wenn er eintrat, und sagte dann: "Sie haben sich schon wieder nicht die Ohren gewaschen, Max! Nächstens können Sie Petersilie hineinsäen. Eine Nagelbürste scheinen Sie auch nicht zu besitzen. Ich werde Ihnen eine für zwanzig Pfennige kaufen!" Reger hatte vor meiner Mutter einen heillosen Respekt. Wenn er vor dem Essen unterwegs ein paar Schnäpse getrunken hatte, kaute er Kaffeebohnen, während er die Treppe hinaufkam, damit meine Mutter den Sprit nicht riechen könne. Wenn sein Geld auch zum Schnaps nicht mehr reichte, pumpte er mich gelegentlich um zwei Groschen an und gab mir sogar drei wieder, wenn er bei Kasse war. Ohne Alkoholika konnte er überhaupt nicht existieren. Am liebsten holte er sich einen Kasten Bier, trank ein Flasche nach der anderen aus und rollte schließlich auf

den Teppich vor dem Bett. Dort knöpfte er sich auf, schälte sich aus den Kleidern heraus und ließ sie liegen, wenn er mit letzter Kraftanstrengung ins Bett stieg. Wer des Morgens ankam, fand gewissermaßen zwei Reger vor. Der eine bestand aus den Kleidern auf dem Teppich, der andere lag nackt im Bett.

Meine Mutter gab Reger immer gute Lektüre mit; Storm, Conrad Ferdinand Meyer, Ibsen oder Hebbel. Sie meinte, daß ein Komponist die besten Dichter kennen müsse, um sich die schönsten Texte zum komponieren auszusuchen. Aber Reger liebte diese Lektüre gar nicht. Als ich ihn einmal in seiner Bude besuchte, las er gerade "Die Geheimnisse der Marketenderin von Paris" in hundert Kolportageheften zu je zehn Pfennig. Ich fand es unbegreiflich, wie er auf solchen Schund soviel Geld und soviel Zeit verwenden konnte. Amüsant war Reger, wenn er sich ans Klavier setzte und Schnadahüpfeln sang:

Siehscht, wie falsch de bescht,  
Hascht 'n andern kescht (geküßt)!

Er machte sich auch über Prozessionslieder lustig, die von den Bauern ohne jedes Verständnis gesungen wurden:

O du heu-, heu, heu-,  
O du heuliger Kilian!  
O du stroh-, stroh-, stroh-,  
O du strohtzest voller Gnan (Gnaden)!  
O du sau-, sau-, sau-,  
O du saure Märtyrerkrone!

Er behauptete auch, einmal ein Prozeßion mitgemacht zu haben, bei der ein Bauer, als er bei seinem Acker vorbei ging, plötzlich den Christus, den er trug, umkippte und mit dem Kopf in die Halme steckte: "Ischt dos a Gerscht?" (Ist das eine Gerste?) Bewundernd berichtete er von einem Seminarkameraden, der in der Beichte ein schamloses Bekenntnis ablegte und auf die Drohung, er werde in die Hölle kommen, kalt erwiderte: "Da freue ich mich auf das Wiedersehen mit Ihnen!" Sein maßloses Saufen erklärte Reger für eine Familieneigentümlichkeit. Er erzählte, daß er schon als kleiner Junge einmal einen Onkel, der auf einem benachbarten Dorfe Lehrer war, habe besuchen wollen, ihn aber vergeblich im Schulhause gesucht habe. Schließlich sagte ihm der Nachbar: "Der Herr Onkel liegt im Shtall und schlaft sei Rausch aus!" Aus diesem Milieu kam Reger, und derart waren die Beiträge, die er zu der gebildeten Unterhaltung, die bei uns üblich war, leistete.

Einmal kam Reger mit sechs Pflastern im Gesicht zum Mittagessen. Er war abends auf der Straße hingeschlagen und hatte sich auf der Bordkante die Haut abgeschunden. Darauf ließ meine Mutter ihn feierlich schwören, daß er sich nie wieder betrinken wolle. Reger schwur alles und soff weiter. Eine weniger idealistisch als meine Mutter eingestellte Psychologin würde einen solchen Bravoureid auch gar nicht von ihm verlangt haben. Sie wollte ihn aber um jeden Preis in einen gesellschaftsfähigen Menschen verwandeln, aber sein Ehrgeiz erstreckte sich nicht auf dieses Gebiet. Mit großer Besorgnis dachte meine Mutter darüber nach, wie auf Reger der Umgang mit der Mannschaft beim Militär wirken würde. Gepflegte Geselligkeit ist dort ja nicht gerade üblich.

Es gab damals das sogenannte Künstler-Einjährige. Männer von hervorragender künstlerische Begabung wurden zu erleichterten Bedingungen geprüft, namentlich nur in einer statt in zwei Fremdsprachen. Meine Mutter lud für einen Sonntag mehrere Spitzen, darunter den Oberst von Winterfeld, der Musikliebhaber war, zum Mittagessen ein. Reger sollte nach dem Essen etwas vorspielen und dadurch die nötigen Befürworter für sein Gesuch gewinnen. Reger ließ sich das gefallen. Er war längst daran gewöhnt, daß sich in unserem Hause alles um ihn drehte. Der Sonntag kam, die Wiesbadener Kunstfreunde erschienen,



aber es wurde eins, es wurde zwei Uhr, und immer war noch kein Reger da. Resigniert setzte man sich schließlich zu Tisch, und als man beim Nachtschisch war, kam Reger sternhagelvoll die Treppe hinaufgestolpert. Oben fiel er auf einen Stuhl und lallte fortgesetzt: "Es is nischt, es is nischt, das ganze Leben is nischt!" Dieser Byronsche Weltschmerz gefiel meiner Mutter natürlich gar nicht. Sie schleppte Reger wütend in die Küche und rief mich dazu. Wir gaben ihm löffelweise starken Kaffee ein, bis er seine fünf Sinne wieder einigermaßen beisammen hatte. Als er sich dann noch kalt abgewaschen hatte, brachte ihn meine Mutter in die Gesellschaft zurück und ließ ihn am Flügel Platz nehmen. Reger spielte glänzend wie immer, gewann seine Gönner und durfte die Künstler-Einjährige machen. Die Prüfung leitete der Direktor des humanistischen Gymnasiums, Pähler. Gemäß der Prüfungsordnung fragte er Reger: "Können Sie den Inhalt eines klassischen Dramas angeben?" Reger besann sich auf seine jüngst erworbenen Kenntnisse und erwiderte: "Ja, Ibsens Nora." Der Schulmonarch runzelte die Stirn und erklärte: "Ibsens ist für junge Leute eine ganz ungehörige Lektüre. Kennen Sie denn keine von unsern herrlichen deutschen Dichtungen?" Reger besann sich auf seine Seminarkenntnisse und gab Schillers "Maria Stuart" an. "Das ist für Ihr Alter eher geeignet", sagte gnädig Pähler, der offenbar keine Ahnung davon hatte, daß bereits mehrere Kompositionen des jungen Künstlers bei Augener in London erschienen waren und Reger schon bekannt gemacht hatten. Aber dieser wirkte durch sein tölpelhaftes Benehmen eben immer unreif, wenn er nicht am Flügel saß. Dann ergriff der Genius von ihm Besitz. Diese eigenartige Doppelheit des Wesens ist bei Musikern viel stärker ausgeprägt als bei Schauspielern und Dichtern, unter denen weltgewandte Persönlichkeiten viel häufiger sind.

Den Militärdienst hat Reger, als wir nicht mehr in Wiesbaden waren, auf seine Art erledigt. Er meldete sich häufig krank, sorgte dafür, daß der unentbehrliche Alkohol ins Lazarett eingeschmuggelt wurde, und machte dann die Kranken und das Aufsichts- und Pflegepersonal so betrunken, wie er zu sein liebt. Der revidierende Offizier fand einmal im ganzen Lazarett keinen einzigen nüchternen Menschen vor, fluchte fürchterlich und stellte eine Untersuchung an, die sich nur im Sande verlief, weil es sich um den bereits berühmten Reger handelte. Wenn es einmal soweit ist, erweist sich eben auch die berühmte preußische Disziplin als machtlos. Wie hätte sie auch mehr ausrichten sollen als meine Mutter, die eine geborene Erzieherin war, aber bei Reger einen totalen Mißerfolg hatte?

Sie war über den Bruch des völlig abgeforderten Abstinenzbundes so empört, daß sie am Tage nach der Kunstfreundesgesellschaft zu Reger sagte: "Max, Sie sind ein charakterloser Bengel!" Darüber schrieb Reger, der zunächst wie ein begossener Pudel dastand und kein Wort zu erwidern wagte, meinem Vater einen langen Brief. Er verwahrte sich empört gegen diese Bezeichnung und behauptete, sie treffe weder für sein Alter noch für seinen Charakter zu. Er kam seitdem seltener zu uns und blieb schließlich ganz weg, was außer meinem Vater niemand von uns bedauerte. Meine Mutter wäre aber noch viel empörter gewesen, wenn sie geahnt hätte, worüber Reger mit mir redete, wenn wir beide allein waren. Er erstattete mir, der nur vier Jahre jünger war als er, in seiner ewigen Angeseuselheit dann prahlerische und sehr ins einzelne gehende Berichte von seinen Erlebnissen und Betätigungen in Kneipen zweifelhaftesten Charakters. Er ließ mich, wenn der Rausch vorbei war und einer Zerknirschung Platz gemacht hatte, allerdings feierlich schwören, daß ich meiner Mutter nichts davon erzählen werde. Diesen durchaus unnötigen Eid habe ich im Gegensatz zu Reger gehalten. Die Erzählungen machten mir natürlich Spaß, die Zerknirschungen aber gar nicht. Es ist mir ein noch heute anhaltender Ekel gegen Menschen zurückgeblieben, die sich reuig gebärden und dabei womöglich Tränen vergießen. Auch im Schuldienst, in dem die Erzielung solcher Reue gewissermaßen Berufspflicht ist,

war das mir gräßlich. Ein Sünder muß stolz und trotzig sein, sonst verliert er unsere Achtung bis auf den letzten Rest. Außerdem wußte ich ja aus meinen Regererfahrungen, wie fragwürdig Reuegelöbnisse sind. Sie haben so wenig Dauerwert wie der Katzenjammer. Als unverbesserlich erwies sich auch der schwarze Spitz, das Geschenk, mit dem Reger sich bei uns eingeführt hatte. Er verschwand von Zeit zu Zeit und kam erst nach drei Tagen im Zustande völliger Erschöpfung zurück. Meine Mutter bemerkte dann resigniert: "Na ja, der Hund ist von Reger."

Daß mein Vater im Gegensatz zu den mißlungenen moralischen Erziehungen Regers die künstlerische glänzend vollendet hat, ist heute weltbekannt. Das Ideal und Lebensziel meines Vater war eine Renaissance der klassischen Musik. Reger vollzog sie in dem Grade, daß mein Vater die eigenen Kompositionen überhaupt einstellte. Er komponierte nicht mehr. Wenn man ihn nach den Gründen fragte, sagte er heiter: "Das macht jetzt Reger. Der Junge kann mehr als ich." Es war ein ähnliches Verhältnis wie das Shukowskis zu Puschkin. Für eine solche sachliche und entsagungsvolle Haltung hatte Reger gar kein Verständnis. Er war derartig geltungsbedürftig, daß es in ihm kochte, wenn ein anderer etwas gutes leistete. Als einmal wieder der schon etwa fünfundfünfzigjährige Dr. Karl Fuchs aus Danzig nach Wiesbaden kam, setzte er sich an unseren Flügel und spielte auswendig eine Fuge von Bach. Kaum war er fertig, schon stürzte sich Reger aufs Klavier und spielte ebenfalls eine Fuge auswendig. Dann kam wieder Fuchs an die Reihe, und so trieben sie das Spiel fünf Stunden lang. Es war der reine Sängerkrieg auf der Wartburg. Er blieb mir im Gedächtnis, weil mich das Spiel nicht weiter erregte, wohl aber die Tatsache, daß wir statt um sieben Uhr abends erst um elf Uhr etwas zu Essen bekamen. An Stelle meines Vaters hätte ich der Sache früher ein Ende gemacht, aber er war dafür viel zu höflich, zu liebenswürdig und auch viel zu interessiert an der Beobachtung und Vergleichung des Spieles der beiden ungleichen Virtuosen. Fuchs, der gesellschaftliche Bildung besaß, zitierte dazu wenigstens Horaz, der von den Virtuosen sagt, sie ließen sich erst lange bitten, und dann: "Nunquam desinunt" (Sie hören niemals auf). Wie hätte Reger jemals einen Horazvers ausführen können! Er war ganz einseitig musikalisch gebildet, alles andere war für ihn einfach nicht vorhanden. Er war auch nicht etwa gläubiger Katholik, obwohl er religiöse Musik schrieb. Als ich ihn einmal fragte, wie er Kirchenmusik machen könne, ohne sich in seiner Lebensführung um religiöse Vorschriften zu kümmern, bekam ich die Antwort: "Weißt Du, Robert, wenn man abends zu viel säuft, bekommt man am nächsten einen schweren Kater. Im Kater wird man ganz von selbst religiös, und dann schreibe ich solche Sachen." Offenbar war sein Herz schon damals nicht mehr in Ordnung, und er litt nach Exzessen unter Beängstigungen.

Nach der Meinung meines Vaters begab sich Reger auf einen Irrweg und wurde seiner Mission untreu, als er anfang, sich mit dem Stile von Richard Strauß zu befreunden und ähnlich zu komponieren. Der Lehrer beschloß, den abtrünnigen Schüler zur Ordnung zu rufen, und setzte in einer Musikzeitung auseinander, daß Regers Sonderbegabung ihn auf ganz andere 'Felder verweise. Reger hörte daraus nur den Vorwurf, daß er irgend etwas nicht könne. Seine Eitelkeit war verletzt, er erwiderte plump und taktlos in einem Gegenartikel: "Ich höre die Stimme der Alten, die nicht mehr mitkönnen." Meine Mutter und ich lasen den Aufsatz zuerst und legten ihn dann meinem Vater vor. Dieser nahm kopfschüttelnd Kenntnis und sagte nicht etwa zornig, sondern nur betrübt: "Der Reger ist doch ein dummer Kerl. Mir schadet es dadurch nicht, aber ihm wird man das sehr übelnehmen."

Das scheint in der Tat so gekommen zu sein; denn als man 1909 ein Komitee bildete, um eine Ehrung meines Vaters an seinem sechzigsten Geburtstag vorzubereiten, tauchte

Reger plötzlich wieder auf. Er ging zu dem Literaturhistoriker und Musikliebhaber Albert Köster, der den Vorsitz im Riemann-Komitee hatte, und sagte: "Hören Sie, mir hängt diese Sache mit Riemann überall an. Man wirft mir Undankbarkeit vor. Sie brauchen doch jetzt Mittel, um Riemann irgendein kostbares Ehrengeschenk zu überreichen. Läßt sich die Sache nicht mit Geld aus der Welt schaffen?" Köster erwiderte sehr bestimmt: "Nein, mit Geld läßt sich so etwas nicht aus der Welt schaffen. Im Gegenteil, wir können auch nicht den geringsten Betrag von Ihnen annehmen; denn die Familie würde jedes Geschenk sofort zurückweisen, wenn sie Ihren Namen auf der Liste der Spender entdeckte." - Das war Reger wieder vollkommen unverständlich. Seiner Meinung nach mußte jeder froh sein, wenn er etwas umsonst bekam. Von Würde hatte er keine Vorstellung.

Meine Rache an Reger nahm ich 1916 in Vrigy in der Champagne. Ich hatte dort an einem Abend lange über Reger geschimpft. Als ich am nächsten Tage wieder ins Kasino kam, standen auf der Treppe davor drei Offiziere, die mir schon aus der Ferne mit aufgeschlagenen Zeitungen zuwinkten. Als ich herangekommen war, nahm ich eine davon und las, daß Reger plötzlich gestorben war. "Na", fragten mich die Offiziere, "sind Sie nun zufrieden?" - "Ich kann nicht leugnen, daß mich diese Nachricht sehr erfreut", sagte ich, "Regger hat sicher nicht gedacht, daß ihn mein Vater überleben würde" - "Dann laden Sie uns doch alle ein?" - "Gut" sagte ich, "ich bezahle alles, was heute getrunken wird, aber unter einer Bedingung: es darf nicht Wein, sondern nur Schnaps getrunken werden. Ein anderes Getränk ist Reger nicht wert." Man war natürlich einverstanden. Die Sache war, daß wir gute Bolsliköre hatten, ziemlich teuer, aber die Leichenfeier wurde ganz im Sinne des Verstorbenen gehalten.

Zwanzig Jahre später hatte ich nochmals Gelegenheit, Regers zu gedenken. Ich war von den Nazis abgesetzt worden, und meine finanzielle Lage war nicht gerade rosig. Daher beschloß ich, die Briefe Regers an meinen Vater zu verkaufen, und bot sie dem geheimen Kommerzienrat Heinrichsen, der die Musikbibliothek Peters verwaltete, an. Er bestellte mich in sein Kontor. Ich kam und sagte nach der Begrüßung: "Ich will ein Geschäft mit Ihnen machen, aber sie dürfen mich nicht wieder so übers Ohr hauen wie das letzte Mal." Entrüstet sagte er: "Ich habe überhaupt noch kein Geschäft mit Ihnen gemacht, ich sehe Sie das erste Mal in meinem Leben!" - "Keineswegs", sagte ich, "es ist nun schon lange her. Sie wohnten im Grindelhof, gegenüber Pfennigs Garten, in Hamburg." - "Das stimmt", sagte er verblüfft. "Ja", fuhr ich fort, "Sie waren Primaner des Wilhelm Gymnasiums, ich Sextaner. Ich hatte einen Totenkopfschmetterling in unserem Garten gefangen, und Sie haben mir dafür nur 21 Murmeln (Steinkugeln) gegeben. Also haben Sie mich übers Ohr gehauen." - "Ach so", sagte er und lachte, "aber Sie irren sich doch. Das war gar nicht ich, sondern mein Bruder." - "Ja", erwiderte ich, "das ist dann immer der Bruder gewesen. Aber jetzt bin ich kein Sextaner mehr und habe meine festen Preise. Ein Originalbrief Regers ist heute mindesten zwanzig Mark wert. Es sind sechzehn Briefe, einige kurz, andere länger. Für dreihundertfünfzig Mark gebe ich sie her, sonst nehme ich sie wieder mit." - "Der Preis ist durchaus angemessen", sagte Heinrichsen. "das Geld wird Ihnen sofort an der Kasse ausgezahlt." Wir haben von dem Gelde eine sehr vernünftige Osterfrische im Thüringer Hof bezahlt. Damals beschloß ich sogar, in Zukunft weniger auf Reger zu schimpfen. Aber als das Geld alle war, habe ich den Entschluß wieder aufgegeben.

Der Zustand, in dem mein Vater Reger überlebte, war kein guter und ging weit über das gewohnte Maß der Altersbeschwerden hinaus. Die unerhörte Arbeit, die er geleistet hatte, rächte sich damals. Ohne die aufopfernde Pflege meiner Mutter wäre er vor Reger gestorben. Er war an das Leben in der Familie gewöhnt und ließ sich widerstandslos betreten. Um unsere Erziehung bekümmerte er sich auch in den Jahren, in denen er sich

die Zeit dazu hätte nehmen können, außerordentlich wenig. Er betrachtete zeitlebens jede nicht am Schreibtisch verbrachte Stunde als verloren. Als ich vierzehn Jahre alt war, bemerkte er mit Mißfallen, daß ich alle paar Tage mit Beulen oder Hautrissen nach Hause kam. Mein Ehrgeiz ging dahin, in dem Wiesbadener Stadtviertel um die Rheinstraße, in der wir wohnten, der stärkste unter den Jungen zu sein. Wenn das irgendeiner anzweifelte, ging ich vor dir betreffende Schule oder Werkstatt und wartete, bis der Rivale herauskam. Dann forderte ich ihn zu einer Schlägerei heraus, bei der auch mit Knüppeln und, wenn der andere ein Messer zog, sogar mit aufgerafften Steinen zugeschlagen wurde. Es war also gewissermaßen eine Rückkehr zur ältesten Waffe, zum Faustkeil der Steinzeit. Im Gegensatz zu den Helden Homers, die immer siegen, wurde ich manchmal gehörig verdroschen und kam dann mit einem Loch im Kopfe nach Hause. Als ich im Unterrichte von Viriathus hörte, der einen Freiheitskampf gegen die Römer geführt hatte, beschloß ich, mir ein V auf den Arm zu tätowieren und bei der Gelegenheit festzustellen, wieviel Schmerz ich aushalten könnte. Da ein römisches V nur zwei Linien hat, gehört ja nicht viel Kunst dazu. Bei der Prüfung der Empfindlichkeit fehlte mir allerdings die erhabene Perspektive, in der Tschernyshevskis Rachmetoff sich daran gewöhnt, Qualen zu ertragen. Es handelte sich für mich um ein reines Bravourstück. Ich nahm eine Stecknadel, stach sie ein und machte sie mit einem Lichte glühend. wenn das Fleisch brutzelte, rückte ich sie ein Stück weiter, und so kam das große V auf dem Unterarm heraus. Natürlich zeigte ich es mit stolz all meinen Kameraden. Diese machten mich nach einigen Tagen aber darauf aufmerksam, daß die Wunde rote Ränder hatte und vereitert war. Sie behaupteten, wenn ich nicht zum Arzt ginge, müßte der Arm abgeschnitten werde. Ich ging zunächst zu meinem Vater. Ich sagte: "Du, Papa, ich habe eine Dummheit gemacht. Ich habe mir da etwas auf den Arm tätowiert, und jetzt eitert die Geschichte." Mein Vater erschrak tödlich und führte mich sofort zum Arzt. Dieser ließ sich die Geschichte erzählen, reinigte und verband die Wunde und bemerkte dazu: "So etwas bekommen wir sonst nur zu sehen, wenn es ein Karrenschieber gemacht hat." Ich sagte darauf nur: "Aber Matrosen tun es auch. " - "Gebildete nicht", erwiderte er. Sechzig Jahre später redete ich über Tschernyshevski, Rachmetoff und Dimitroff in de Schule. Wir hatten schon gemischte Klassen. Ein vorwitziges Dämchen bemerkte: "So etwas tut kein Mensch. Sie täten es auch nicht!" Darauf streifte ich meinen Ärmel auf, zeigte ihr die Narbe und erzählte ihr die zugehörige Geschichte. Die Narbe hat also den Zweck, zu dem sie angebracht wurde, vollkommen erfüllt.

Mein Vater merkte nun endlich, daß ich in Gefahr war, die geistige Ausbildung vollkommen zu vernachlässigen und nur meine Muskeln zu entwickeln. Daher schenkte er mir zur Konfirmation eine lange Pfeife und hielt folgende Rede: "Mein Sohn, Du treibst Dich mir zuviel auf der Straße herum. Hier hast Du eine lange Pfeife! Die wird Dich an den Schreibtisch gewöhnen. Auf die Straße kannst Du sie jedenfalls nicht mitnehmen. Den Tabak kannst Du Dir bei mir holen. " Meine Mutter schenkte mir einen von ihr bestickten Tabaksbeutel. Mein Vater füllte die Schreibtischschublade, in der ich als Kind gespielt hatte, mit gutem Tabak von Hermann Oldenkott. Andern rauchte er nicht. Jeden Morgen kam ich mit meinem Tabaksbeutel an und stopfte ihn voll. Wie mein Vater stand ich des Morgens um vier auf, teils um zu arbeiten, teils um zu rauchen. Ich aß, wie mein Vater, Schwarzbrotsschnitten mit Fett, und dann umwölkte sich das Zimmer. Rousseau rotiert im Grabe, wenn er von dieser naturgemäßen Erziehung hört und verweist zürnend auf seinen "Emile". Es ist doch nach seiner Meinung ein Verbrechen, die Kinder von der Straße zu holen und an die Bücher zusetzen! Wenn ich an eine schwierige Stelle bei einem alten Schriftsteller kam, befragte ich meinen Vater, der kurz aufblickte, blitzschnell Auskunft gab und zu seiner Arbeit zurückkehrte. Als ich erst etwas konnte, zog er mich zur Hilfs-

arbeit heran. So ließ er mich einmal einen Hymnus von Mesomedes, weil er ihn für eine musikhistorische Arbeit brauchte, aus griechischen in deutsche Verse übersetzen. Als er wenig an meinen Versen zu bessern fand, war ich sehr stolz darauf. Nebenbei brachte er mir den Gebrauch des schon damals stark vernachlässigten Semikolons bei; das er für ganz unentbehrlich in verwickelten Satzgefügen hielt. Er hatte auch in der Rechtschreibung eigene Grundsätze und schrieb, wenn ihn ein Setzer oder Korrektor zu verbessern suchte, an den Rand: "Trotz Duden!" Gar keinen Sinn hatte er für Orden oder Ehrenzeichen. Als der Hofmarschall von Sachsen-Meiningen bei ihm anfragte, ob er in seinem Musiklexikon die Meininger behandelt hätte, von denen damals alle Welt sprach, schickte mein Vater ihm einen Korrekturbogen der betreffenden Partie. In einem etwas befremdeten Dankschreiben wurde ihm der Eingang "einiger loser Blätter" bestätigt. Man hatte ein prachtvoll gebundenes Exemplar des Lexikons erwartet und hätte sich dafür mit einem Hausorden revanchiert. Gerade das wollte mein Vater vermeiden. Er sträubte sich aber gegen Orden nicht aus liberalen, sondern aus landjunkerlichen Gefühlen. Als ich ihn einmal zu einem offiziellen Festessen begleitete, stellte ich mit Befremden fest, daß wir die einzigen Nichtdekorierten waren, und sagte zu ihm: "Ich komme mir hier ohne Orden ganz nackt vor." - "Orden sind Bedientenabzeichen", sagte mein Vater. Diese Abneigung habe ich nicht geerbt. Es ist meinem Vater auch nicht gelungen, meine Rauflust völlig durch die Rauchlust zu verdrängen. Zeitlebens schlug ich mich gern mit Gegnern herum; nur hatte ich mir den Gebrauch des unzeitlichen Faustkeils abgewöhnt, sobald ich geistige Waffen zu fürchten gelernt hatte.

1895 nahm mein Vater seine Tätigkeit an der Universität Leipzig wieder auf und wollte zugleich am Konservatorium unterrichten. Aber die dortigen Lehrer, die sich durch eine Art der Kooptation zu ergänzen pflegten, erklärten: "Wir wollen Riemann nicht haben; denn er bildet sich ein mehr zu können als wir." - "Wir haben hier das vor uns, was Schopenhauer die allgemeine Verschwörung der Mittelmäßigkeit gegen die hervorragende Begabung nennt. Erstklassige Kräfte kommen nur vorwärts, wenn sie ihr Licht oft unter den Scheffel stellen. Es ist schon ein Nachteil, wenn man nicht dumm aussieht, und diese Gabe hatte die Natur meinem Vater versagt. Gellert läßt mit großem Recht einen sterbenden Vater sagen:

Um Michel ist mir gar nicht bange,

Der kommt durch seine Dummheit fort.

Meinem Vater sah man den Denker sofort an. Dabei fällt mir ein, daß bei der Vorstandswahl eines literarischen Zirkels, den wir als Obersekundaner gebildet hatte, die Äußerung fiel: "Eigentlich gehört Riemann an die erste Stelle, aber der ist zu herrschsüchtig. Daher schlagen wir Vogelsberger vor." Vogelsberger sah nämlich dümmer aus, als er war, und wurde auch gewählt. Dieser Vorgang hat sich später öfter wiederholt, so daß ich zu der Annahme berechtigt bin, für leitende Posten nicht dumm genug auszusehen. Es war immer die Wirkung außerordentlicher Zufälle, wenn ich auf einen solchen Posten gelangte, und es gab stets sofort Leute, die damit nicht zufrieden waren. Daran habe ich mich allmählich gewöhnt und mich nicht mehr gewundert, wenn ich wieder einmal irgendwo herausgeworfen wurde. Schließlich pflegte ich zu meiner Frau zu sagen: "Du, mir wird ganz unbehaglich zumute. Wir haben seit sechs Wochen keinen Mißerfolg gehabt."

Der Mißerfolg meines Vaters am Leipziger Konservatorium hatte die bedauerliche Folge, daß er außer den Vorlesungen an der Universität nichts mehr außer Hause zu tun hatte. Er verwuchs immer mehr mit seinem Schreibtisch. Unser Hausarzt wies mich an, ihn täglich spazierenzuführen, was ich dann auch treulich getan habe. Dabei hatte mein Vater das Bedürfnis, mich von dem zu unterhalten, was er gerade trieb, und schien völlig

zu vergessen, daß ich nichts davon verstand. Allmählich lernte ich aber eine Masse von Fachausdrücken und Wendungen und war imstande, ein Gespräch so zu führen, daß ein unbefangener Beobachter mich auch für einen Musikgelehrten gehalten hätte. So erinnere ich mich, daß wir einmal sehr lange über die Relativität der Tonhöhenqualität gesprochen haben. Wenn später ein Schüler meinen Vortrag zu wörtlich wiederholte, schrieb ich ihm gewöhnlich nur eine 2 hin. Bisweilen kam dann der Einwand: "Ich habe doch alles genau so gesagt, wie Sie es gesagt haben." Ich erwiderte dann: "Ja, deshalb habe ich Ihnen ja keine 1 gegeben. Wenn Sie die Sache wirklich begriffen hätten, dann hätten Sie mit Ihren eigenen Worten repetiert. Papageien bekommen nur die 2." Zweifellos ist das eine richtige Zensurierung; wer genau wörtlich repetiert, versteht von der Sache nur so viel wie ich von der Relativität der Tonqualität, also gar nichts.

Man kann natürlich sagen, es gebe für einen Gedanken nur einen vollkommenen Ausdruck, und es sei falsch, diesen durch einen unvollkommenen zu ersetzen. Dieser Meinung ist man beim Militär. Als Einjährige hatten wir ein Thema aus der Felddienstordnung schriftlich zu behandeln. Ich bekam nur eine 3 und ging entsetzt zu dem Leutnant, der uns unterrichtete: "Ich habe doch nichts anderes gesagt, als in der Feldordnung steht!" wandte ich ein. - "Ja, aber Sie haben alles anders gesagt und nicht die vorgeschriebenen Ausdrücke gebraucht"; erwiderte er. "Ja", sagte ich, "daran hat man uns in der Schule gewöhnt. Es wurde immer die Wiedergabe in eigenen Worten verlangt." - "Das dürfen Sie hier nicht" beschied er mich. "Die wörtliche Wiedergabe des Reglements ist das Höchste, was verlangt wird. Von da ab bekam ich natürlich immer die 1; denn es ist nichts leichter, als einen Text auswendig zu lernen, sich in eine Grammophonplatte zu verwandeln und immer dieselben Töne herunterzududeln. Heute habe ich den Eindruck, daß die militärische Auffassung auch in weiterem Umfange in den zivilen Sektor eingedrungen ist, so daß eine große Gleichförmigkeit in Vorträgen und Aufsätzen zu bemerken ist. Die Information wird dadurch erleichtert, aber sie wird weniger interessant.

Mein Vater wurde durch seine Schreibtischsitzungen allmählich etwas weltfremd. Eines Tages begegnete ich mit ihm einem Herrn, den er als Professor Harke begrüßte. Dieser erwiderte: "Tut mir leid, ich bin der Kapellmeister Hagel." - "Ach was", sagte mein Vater, "Sie sind der Professor Starke." Mit einem unwilligen Kopfschütteln ging er weiter. Meine Mutter sorgte dafür, daß ich ihn auf kleinen Reisen begleitete, damit er auch wirklich am Bestimmungsort ankam und nicht unterwegs vergaß, zu welchem Zwecke er sich aufgemacht hatte. Schon als ihn die Universität Edinburg zur Ehrenpromotion einlud, betrauten wir einen Düsseldorfer Freund damit, ihn bis Hoek von Holland zu bringen. Auf der englischen Seite des Kanals empfing ihn dann ein Edinburger Freund und geleitete ihn weiter. In Edinburg wurde gerade auch der Vizekönig von Indien zum Ehrendoktor gemacht, und mein Vater hatte dessen Gattin als Tischdame. Eine solche gesellschaftliche Aufgabe erledigte er spielend, wenn man ihn erst an den Tisch gebracht hatte.

An der Universität Leipzig wurde mein Vater erst 1901 Extraordinarius, als er längst Edinburger Ehrendoktor war und dem in Göttingen erworbenen Dr. phil. das "et mus." hinzugefügt hatte. Zum Ordinarius Honarius, das heißt zum ordentlichen, aber nicht dekanatsfähigen Professor, rückte er erst auf, als er in Leipzig das Collegium Musicum geschaffen hatte. Zu den abendlichen Aufführungen desselben brachte ihn mein Bruder Hans, der als einziger von den fünf Kindern die musikalische Begabung geerbt hatte. Nach wie vor hielt meine Mutter alles störende von meinem Vater fern. Dabei war ich ihr nach Kräften behilflich; denn ich blieb immer im Elternhause und heiratete erst mit 43 Jahren, als mein Vater gestorben war. In der Badestube brach einmal ein Brand aus. Meine Mutter eilte zu mir und flüsterte mir ins Ohr: "In der Badestube brennt es. Die Leiter ist

auf die Petroleumlampe gefallen. Wir müssen ganz leise löschen, damit der Vater nichts merkt." Wir bekämpften den Brand auf den Zehenspitzen, und mein Vater hörte erst davon, als alles vorbei war. Am Weihnachtsabend pflegte er seine Arbeit für zwei Stunden zu unterbrechen, was sonst nie geschah, und der Familie Weihnachtslieder vorzuspielen. Um 8 Uhr kehrte er aber regelmäßig an seinen Schreibtisch zurück. Ein Geschenk für ihn auszusuchen, wurde immer schwieriger, weil er neue Sachen nicht liebte. Wenn er ein kostbares Schreibzeug bekam, stellte er es hinter das alte und schrieb unentwegt aus diesem weiter, bis meine Mutter das neue, das nur Platz wegnahm, verzweifelt abräumte und einem der Söhne gab. So lief seine Bescherung immer auf eine Kiste Importen hinaus, die ihm wirklich Freude machte. Als meiner Mutter einmal gar nichts einfiel, sagte sie zu sich: "Triebe doch ein Bild von Stamitz auf, davon redet er ja schon lange!" Wir ließen einen Antiquar danach suchen, aber er fand das Porträt nicht. Aus einer Dose kostbarster Lebkuchen aß er einen, um uns gefällig zu sein, und steckte die anderen in eine Schublade, in der sie meine Mutter nach Monaten im Zustande der Versteinerung entdeckte. Seine Lieblingsgerichte waren solche, die sich mehr für einen Holzfäller geeignet hätten: weiße Bohnen mit Speck oder dicke Erbsen mit Pökelfleisch. Er aß davon so viel, daß seine Verdauung stockte, und trank dann große Gläser ungarisches Bitterwasser, um sie wieder in Gang zu bringen, oder nahm Rizinusöl, das er sogar wohlschmeckend fand, während wir uns schüttelten, wenn wir es sahen. Ein paar Gläser Wein oder Bier, die er getrunken hatte, hinderten ihn nicht im mindesten am Arbeiten. Sein Gehirn war eben durch nichts ruhig zu stellen. Den Nachmittagskaffee trank er am liebsten am Schreibtisch und schloß an jeden Schluck einen Satz im Manuskript an. Er schrieb ganz klein, gegen hundert Zeilen auf ein Quartblatt. Die Setzer mußten mit der Lupe arbeiten. Einen "Riemannsetzer", der Austel hieß, erfreute meinen Vater aber jedesmal, wenn ein Buch fertig war, durch ein Exemplar mit eigenhändiger Widmung. Der Sohn dieses Setzers, Fritz Austel, wurde nach der Nazizeit Leipziger Bürgermeister und hat mit mir oft über Hugo Riemann gesprochen.

Mein Vater ging jeden Abend um zehn Uhr durch alle Zimmer und gab jedem Familienmitglied einen Gutenachtkuß. Einmal kam er zu mir und meinen Brüdern herein, als mein Freund Bruno Busse da war, blieb an der Tür stehen und sagte verwundert: "Nanu? Das sind ja heute nicht drei, sondern vier!" Bruno sprang auf, stellte sich meinem Vater vor und wurde von ihm sehr liebenswürdig behandelt. Eines Tages fehlte bei Tische mein jüngster Bruder, weil er nach Dresden gefahren war, um die zweite juristische Prüfung abzulegen. Mein Vater musterte den Familientisch und sagte: "Da ist doch einer zu wenig. Wer fehlt denn?" - "Herrgott, Hugo", rief meine Mutter empört, "Das habe ich Dir doch mindestens drei Mal erzählt, aber Du hörst ja nie zu. Hans ist doch heute in Dresden und macht seinen Assessor!" - "Soso", sagte mein Vater gedankenvoll, "ist der Junge im Studium schon so weit?" Er war der richtige Professor, wie er im Buche steht, und leider heute nur noch im Buche steht. Im ersten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts erlebten wir den Ansturm der Millionärssöhne auf die Universitäten. Die reichsten Familien leisteten sich außer den Verwaltungsjuristen und Offizieren auch Universitätsgelehrte, die an eine luxuriöse Lebensführung gewohnt waren, nur gegen sehr hohe Honorare schriftstellerten oder öffentliche Vorträge hielten und so einen ganz fremden mammoristischen Ton in das akademische Leben hineintrugen. Im zweiten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts war ihre große Zeit vorbei, und dafür setzten Politiker ihren Ehrgeiz darein, nebenher Universitätsprofessoren und Rektoren zu werden. Dadurch sind in das Gesicht des akademischen Lehrkörpers wieder ganz neue Züge hineingekommen. Allerhand Verzopftheiten haben sich freilich trotzdem gehalten; denn ihrem Wesen nach ist die Universität konservativ und pflegt das Vergangene.

Äußerst selten besuchte mein Vater im Alter Konzerte und Theater. Seine rasch zunehmende Schwerhörigkeit war ihm sehr hinderlich, besonders bei den Gesellschaftsstücken. Die Schauspieler, die früher ihren Schiller heruntergeschmettert hatten, stellten bei den modernen Stücken einen Rekord im Leisesprechen auf und hauchten die Worte nur noch hin. Sie übertrugen diesen Stil dann auch auf die Klassiker. Hamlets "Sein oder Nichtsein?" dröhnte nicht mehr pathetisch, sondern wurde zerstreut hingemurmelt, was ich noch heute als verpatzt empfinde. Mein Vater war im Theater besonders für Edelmutsszenen empfänglich. Er wurde dabei so gerührt, daß er sogar Tränen vergoß. Eine besondere Vorliebe hatte er für Ibsens "Volksfeind". Er las auch einige Romane Zolas und schätzte darunter "Rom" hoch ein, vielleicht weil darin auch einiges Antike vorkommt. Vom Vereinsleben hielt mein Vater gar nichts. Als ich jeden Sonnabend in den Monistenbund ging, sagte er: "Ach, jetzt wirst Du auch noch ein Vereinsmeier! Das ist die größte Zeitverschwendung, die es gibt." Er hielt mich daher auch vom Eintritt in die Freimaurerloge ab, der er angehörte. Vielleicht tat er es auch, weil ihm so viele Formen bei so wenig Inhalt nicht zusagten. Aber es war nicht seine Art, sich darüber zu äußern. Mit Mühe brachte ich ihn dahin zuzugeben, daß die Freimaurer die Ideale des Wahren, Guten und Schönen pflegten und die Leipziger Logen wohl ziemlich verspießt. Mit Erstaunen hörte ich, wie der Geschäftsführer im "Thüringer Hof", nachdem er mit meinem Vater den gekreuzten Händedruck getauscht hatte, wehmütig sagte: "Ach, Bruder Riemann, daß Sie am Donnerstag wieder nicht da waren! Es war ein so gesegneter Abend! Der Vortrag war herrlich! Und dann das wunderbare Geselchte, das wir gegessen haben. Die Gläser sind ja dort nur klein, aber das Bier war beinahe ebensogut wie hier." Diese Geschichte ist mir später immer eingefallen, wenn ich doch noch Lust verspürte, in die geheimnisvolle Welt der Freimaurer einzudringen. Als während der Nazizeit einmal ein Blockwalter zu mir kam, um mich wenigstens zum Eintritt in einen "Opferring" zu bewegen, sagte er mir, Vorbedingung sei allerdings, daß ich niemals Beziehungen zu Freimaurern gehabt haben dürfte. Nun war ich gerettet. Ich sagte: "Ja, da kann ich nicht beitreten. Sehen Sie, Friedrich der Große, Wilhelm I., Blücher, Lessing, Schiller, Goethe und mein eigener Vater waren Freimaurer!" - "Das ist nicht wahr!" sagte er mit dem vollen Mute der Ignoranz. "Die Freimaurer sind eine Verbrecherorganisation. Diese Männer haben ihr niemals angehört." - "Von meinem Vater weiß ich es aber ganz genau", sagte ich. "Lessings Gespräche über die Freimaurer und Goethes Logenrede habe ich gelesen." - "Es muß jeder selbst wissen, was er zu tun hat", knurrte er. "Ich werde das melden, und die Folgen haben Sie sich selbst zuzuschreiben." Es traten aber keine Folgen ein; denn aus dem Schuldienste hatte man mich längst herausgeworfen. Es hatte auch Staub genug aufgewirbelt, daß ein Buch Gertrud Bäumers verboten worden war, weil sie darin eine Freimaurerrede Goethes zitiert hatte.

Die ungesunde Lebensweise meines Vaters hatte die Folge, daß er schon mit fünfundsiebzig Jahren einen Schlaganfall bekam. Mit siebenundsechzig erlitt er einen zweiten, schwereren und war nunmehr an den Rollstuhl gefesselt. Da alle drei Söhne ins Feld gingen, Else Lehrerin an der Hamburger Klosterschule war, hatten meine Mutter und Dina die Pflege allein auf sich. Mein Vater hielt seine Kollegien fortan im Hause. Wir konnten in unserer Wohnung in der Keilstraße 1 im größten Zimmer fünfunddreißig Stühle stellen, und während des Krieges kamen viel weniger Studenten. Mein Vater erlebte noch die Rückkehr aller drei Söhne; zwei waren allerdings verwundet worden, aber nur leicht. Der Totenkampf meines Vaters war schwer, und daran war bis zu einem gewissen Grade ich schuld. Mein Vater hatte sich aufgelegen, eine allgemeine Sepsis (Blutvergiftung) bekommen und litt Schmerzen. Der Arzt fragte mich: "Soll ich Morphium geben?" Ich



erkundigte mich: "Was hat das für Folgen?" - "Er schläft ein und wacht nicht wieder auf", sagte der Arzt. "Nein, umbringen wollen wir ihn nicht", entschied ich. Darauf sagte der Arzt zu der Krankenschwester: "Geben Sie Morphium mit Digalen!" Die Folge war ein sechsendreißigstündiges fürchterliches Röcheln, das die am Bett versammelte Familie, auch meine Schwester Else war inzwischen aus Hamburg gekommen, mit Entsetzen beobachtete. Wenn ich diesen Verlauf geahnt hätte, würde ich natürlich auf die Frage des Arztes einfach geantwortet haben: "Ja, Morphium!" Aber man hat in solchen Fällen immer noch eine törichte Hoffnung, so daß Spinoza und Goethe schließlich recht haben, wenn sie Furcht und Hoffnung die größten Feinde des Menschengeschlechts nennen.

Mein Vater starb um sechs Uhr morgens am 10. Juli 1919, acht Tage vor seinem siebzigsten Geburtstage, zu dem ihm wieder besondere Ehrungen zgedacht waren. Die erste Riemann-Festschrift war 1909 erschienen, die zweite blieb ungedruckt. Meine Mutter hatte die Genugtuung, daß ihr der behandelnde Arzt, Dr. Donath, sagte: "Ohne Ihre aufopfernde Pflege wäre ihr Gatte jetzt schon drei Jahre tot."

Die Leiche meines Vaters ging bei der großen Hitze sofort in Zersetzung über. Die Leichenfrau, die ihn abzuwaschen hatte, machte Schwierigkeiten und behauptete: "Er läuft mir ja unter den Händen davon." Ich entfernte meine Mutter und gab der Leichenfrau meinen Militärgummimantel, mit dem sie sich umgürtete. Außerdem gab ich ihr ein großes Trinkgeld und fand sie dann sehr bereitwillig, die Arbeit zu vollenden, die ich natürlich beaufsichtigte. Dann telefonierte ich wegen der Überführung in die Leichenhalle des Krematoriums auf dem Südfriedhof und erklärte, daß ich die Friedhofsverwaltung für die Folgen des Verbleibens der septischen Leiche im Hause verantwortlich machte. Sie holten ihn dann auch sehr bald ab. Beim Begräbnis wiederholten sich dieselben Schwierigkeiten. Als mein Onkel Otto bereits mit seinen sämtlichen Orden geschmückt in der Kapelle stand und wohlgefällig die im vollen Wuchs mit ihren Fahnen aufmarschierten studentischen Verbindungen musterte, die sich durch einen wolkenbruchartigen Regen bei der Auffahrt nicht hatten aus der Haltung bringen lassen, kam plötzlich ein Leichendiener auf mich zu und sagte: "Ich muß Sie einen Augenblick alleine sprechen." Ich ging mit ihm hinaus und sagte: "Sie haben wohl Schwierigkeiten mit der Leiche?" - "Ja", sagte er, "sie zerläuft derartig, daß wir den Sarg nicht in die Kapelle hinaufsteigen lassen können." - "Was wollen sie denn machen?" fragte ich etwas ungeduldig. "Sie sehen doch, daß weit über hundert Personen da sind, die irgend etwas sehen wollen." - "Nun", sagte er, "wir haben für solche Fälle eine Attrappe, einen leeren Sarg, und darüber kommt ja das Bahrtuch und die vielen Kränze. Ich brauche dazu nur die Einwilligung der Hinterbliebenen." - "Die gebe ich Ihnen", sagte ich. "Decken Sie aber gut zu, damit meine Mutter nichts merkt!"

So ging die Leichenfeier im wahrsten Sinne des Wortes als hohles Gepränge vor sich. Der Pastor Auster, den mein Bruder Hans "Pastor Kaviar" zu nennen pflegte, hielt eine nichtssagende Rede. Er hatte sich von mir einige Auskünfte geholt und vor allem vergewissert, daß mein Vater nicht wie ich aus der Kirche ausgetreten war, sich auch nie feindselig gegen diese geäußert hatte. Daraus nahm er die Berechtigung, seine Rede unter den Leitsatz zu stellen: "Der teure Entschlafene war ein berühmter Mann, aber vor allem war und blieb er immer ein frommer Christ." So kam nur eine sehr lückenhafte 'Charakteristik dabei heraus, aber das ist ja bei Leichenreden gewöhnlich der Fall. Sehr viel besser sprach Albert Köster, der gerade Rektor war und etwas von Musikwissenschaften verstand. Die beste Rede hielt ein kleiner Musiklehrer, der gleich mit "unser Riemann" anfang und schilderte, wie mein Vater das Standesbewußtsein der Musiklehrer gehoben hätte. Als der Sarg versank, präsentierten feierlich die Studenten ihre Rapiere und die

Frauen schluchzten auf. Auf mich, den einzigen Eingeweihten wirkte das natürlich alles sehr theaterhaft, aber ich habe mir trotzdem eine ebenso schöne Leichenfeier bestellt; denn ich sehe nicht ein, warum ich nicht als Toter noch einige von den Leuten ärgern soll, die mich im Leben durch ihren Neid und ihre Dummheit genügend geärgert haben. Ich lasse mich für meine Feinde begraben.

Mein Vater hatte Schüler aus allen Zonen, sehr viel aus Polen und den Balkanländern, aber auch Amerikaner. Die Getreuesten der Getreuen waren wohl Dr. Mennike, der schon im ersten Weltkriege fiel, Willibald Gurlitt, der jetzt Ordinarius der Musikgeschichte ist, und der 1949 in Australien verstorbene polnische Chopinspieler Ignaz Friedman. Dieser hat meine Mutter lange nach dem Tode meines Vaters jedesmal, wenn er nach Leipzig kam, besucht. Als ich meinen Vater einmal fragte: "Warum hängt nur Ignaz so an uns?" bekam ich die Antwort: "Ja, weißt Du, Robert, Ignaz ist Jude. Er hat in seinem Leben viele Leute kennengelernt, die ihn deshalb angefeindet haben, und ist von andern deshalb mit betonter Liebenswürdigkeit empfangen worden. Bei uns aber hat er sofort das Gefühl gehabt; es ist ihnen ganz egal. Das gefällt ihm an uns." Dieses Urteil war sicher richtig. Es ist das, wonach sich ein jeder Jude sehnt, besonders in Deutschland.

Mein Vater lebt in unserem Andenken, soweit wir noch da sind, als ein unendlich guter und freundlicher Mann fort. Er hat an unserer Erziehung im einzelnen nicht viel getan, aber uns das Beispiel eines Menschen gegeben, der ganz in einer Sache aufgeht. Dafür sind wir ihm dankbar und sind stolz auf ihn; denn solche Menschen sind selten. Der zum Familiengefühl erweiterte Egoismus ist dagegen eine langläufige Erscheinung.